Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 20 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **25. Oktober 1907**

Ueber die Pflege der Wissenschaft im Reich.

Von Prof. Dr. Otto Jaekel-Greifswald.

Die Ernährung und die Sicherung vor Angriffen sind unstreitig wie für jeden Organismus so auch für jeden Staat die Grundbedingungen seiner Erhaltung. Aber über diese — als Naturforscher könnte man sagen — selbstverständlichen Leistungen hinaus ergibt sich überall in der Natur ein Ueberschuß, da kein Organismus gegenüber der Mannigfaltigkeit des Lebens seine Leistungen auf das geringste Maß des scheinbar Notwendigen einschränken darf, ohne seine Existenz zu gefährden. Dieser Ueberschuß führt in der organischen Natur zum Wachstum, dadurch zur Fortpflanzung und damit zur Erhaltung der Art.

Wie nun der Mensch durch die Entwicklung seines Geistes eine himmelweite Kluft zwischen sich und dem Tierreich gezogen hat, so erhält auch die Fortpflanzung für den Staat eine geistige neben der materiellen Seite und eine höhere Weihe durch die über das tägliche Bedürfnis auch sozialer und ethischer Pflichten hinausgehenden Leistungen seiner Kultur, vor allem durch seine Pflege von Kunst und Wissenschaft. Die materielle Dauer jedes Organismus ist beschränkt, aber dadurch erhebt sich der Mensch über die Welt und der Staat über die Wogen seines Schicksals, daß er durch solche unpersönlichen Leistungen an die Allgemeinheit sein individuelles Dasein überdauern kann. Wodurch leben denn die Griechen heute noch und wahrscheinlich solange es fühlende Menschen gibt, doch nicht durch ihre materiellen oder kriegerischen Erfolge, sondern durch ihre hohe Kunst und die Läuterung ihrer Weltauffassung. Wie unendlich hoch steht dabei trotz Leonidas Athen über Sparta! —

Wie steht es nun bei uns mit diesem Zoll an die große Allgemeinheit, mit den uneigennützigen Leistungen, die auch unserem Staate ein Recht auf Unsterblichkeit sichern sollen! Preußen ist nicht nur durch seine Energie, sondern auch durch seine Sparsamkeit groß geworden, und Sparsamkeit im Verbrauch der Kräfte ist sicher die solideste Grundlage des Wohlstandes. Inzwischen sind wir eine große Nation geworden und auch der Wohlstand beginnt uns das Heim behaglicher zu gestalten. Aber Kunst und Wissenschaft gelten, soweit sie nicht praktischen Bedürfnissen dienen, bei uns immer noch von Staats wegen als Luxusartikel. Die reine Kunst direkt oder indirekt zu fördern ist Privatsache des einzelnen. Die Allgemeinheit begnügt sich bei der Tatsache, daß ihre Ausübung keinen kostspieligen Apparat erfordert, so daß niemand an der Produktion seiner Talente gehindert ist; und

wenn hier und da, und viel öfter als man meint, ein Tüchtiger verhungert, ein Genie zum Fensteranstreichen übergeht, so kräht kein Hahn darum.

Doch ich wollte hier nur von dem reden, was mich näher angeht, der Pflege der Wissenschaft und speziell der Naturwissenschaft.

In dieser hatten die Deutschen einen Vorsprung vor den anderen Nationen nicht nur dadurch, daß sie sich früher als die meisten als Forscher betätigten, sondern daß sie auch mit einem normalen Maß von Intelligenz das nötige Sitzfleisch verbanden, das für alle gründlichen Arbeiten ebenso nötig ist wie der Kopf. In der philosophischen und naturwissenschaftlichen Betätigung kam vielleicht als förderndes Moment noch eine besondere Freude nicht nur an der Bewegung, sondern auch an den Formen und Erscheinungen selbst hinzu. Namentlich in der Naturgeschichte der organischen Körper — Pflanzen und Tiere — hat sich deutscher Gelehrtenfleiß stets rege betätigt und nicht zum wenigsten zu dem Erfolg und dem Ansehen beigetragen, das die Wissenschaft in dem letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts in allen Kulturstaaten erlangt hat. Sie ist heute ein Faktor der allgemeinen Bildung geworden, dem alle Staaten, selbst der rückständigste, einen hohen Tribut zollen.

Das Ansehen, das das deutsche Volk gerade auf diesem Gebiete erlangte, legt seinen Vertretern die Pflicht auf, darüber zu wachen, daß ihm in dem jetzigen internationalen Wettkampf um die immergrüne Palme geistiger Kultur die überkommene Stellung nicht wieder verloren gehe. Die Entwicklung des Geistes wandelt doppelt schnell, ihre Errungenschaften überstürzen sich fast, so daß es auch den Fachleuten nicht mehr leicht ist, ihren Schritten zu folgen. Ihre Internationalität läßt jeden gleichmäßig an ihren Gütern teilnehmen, und neue Kulturvölker haben dabei den Vorteil, durch althergebrachte Vorurteile und veraltete Bewegungsmittel nicht behindert zu sein. Das merken im Lande selbstverständlich nur die wenigen, die unmittelbar darunter zu leiden haben, aber ein Vergleich unseres Landes mit anderen Staaten, die an der Spitze der Wissenschaft marschieren und uns bald überholt haben werden, würde bei uns auch dem ferner Stehenden die Nachteile so mancher festsitzender Hemmschuhe klar vor Augen führen.

Das Ansehen, das die Naturwissenschaft trotz der Abneigung seitens unserer gymnasial und juristisch gebildeten Beamtenschaft auch in Deutschland erworben hat, ist ihren einzelnen Fächern in sehr verschiedenem Maße zugute gekommen. Den Maßstab für die Wertschätzung im einzelnen bilden gegenwärtig bei uns nicht mehr die Leistungen der Fächer an sich, nicht ihre Bedeutung für das geistige Leben, sondern lediglich ihr Nutzen für das praktische Bedürfnis der Staatsbürger oder staatlichen Einrichtungen. Diese Bewertungsart ist eine Konsequenz der traditionellen preußischen Sparsamkeit, die ihr Augenmerk im Haushalt nur auf die notwendigen Bedürfnisse richtet. Aber man sollte doch daraus wenigstens in wissenschaftlichen Kreisen nicht den Schluß ziehen, daß die Wissenschaft nur durch den Nutzen für die Praxis Wert erhielte.

Professor Slaby führte gelegentlich der Grundsteinlegung des Deutschen Museums in München in einem Vortrage, dem auch Seine Majestät der Kaiser und der bayrische Hof beiwohnten, aus, daß die Wissenschaft in Deutschland zu lange für sich gelebt und eigentlich erst ihre Existenzberechtigung erlangt habe, seitdem sie unmittelbar für das praktische Leben arbeite. Das klang bei dieser Gelegenheit, wo die Technik gefeiert wurde, ganz über-

zeugend — aber es lag diesen Worten doch eine große Undankbarkeit zugrunde, die im ererbten Wohlstand von der saueren Arbeit der Eltern nichts mehr wissen will.

Wodurch sind denn die praktischen Erfolge der technischen Wissenschaften möglich geworden, doch nicht dadurch, daß die Mathematiker, Physiker und Chemiker früherer Zeit jede Erfindung schnell auf das Patentamt trugen und ihre Verwertbarkeit zur Richtschnur ihres Schaffens machten. Errangen sie ihre Erfolge nicht vielmehr dadurch, daß sie uneigennützig auf das materielle Ergebnis verzichteten und nur die Grundlagen der Wissenschaft selbst klarzustellen suchten? Wenn auch die anders denkenden Praktiker der Gegenwart die Achseln darüber zucken mögen, in diesem Sinne bleibt es ein Ruhmestitel für Helmholtz, daß er sich z. B. mit der Theorie der Erfindung des Augenspiegels begnügte und die naheliegende Ausnützung desselben anderen überließ. Die Zeit, die andere darauf verwendeten, brachte in seinem Kopfe schon wieder neue Probleme zur Reife. Mit dem Wesen der wissenschaftlichen Forschung verträgt es sich überhaupt nicht, auf bestimmte Ziele hinzuarbeiten. Wie wir uns als Vorbedingung für die Forschung von Vorurteilen freimachen müssen, so liegen auch die jeweiligen Ziele innerhalb jeder Aufgabe und nicht außerhalb derselben. Indem sie dabei scheinbar planlos von Aufgabe zu Aufgabe fortschreiten, wird der Bau jeder Wissenschaft solide durchgeführt. In dem Verzicht auf imponierende Wirkungen liegt wie in der Kunst so auch in der Wissenschaft der wahre Fortschritt. Es ist bemerkenswert, wie nahe sich hierin diese freiesten Betätigungen des menschlichen Geistes berühren.

Aber nicht nur in der Technik, die jetzt im Genuß der Früchte von Dezennien mühsamer Gelehrtenarbeit blüht, bedingt der praktische Nutzen das Maß der Förderung. Das gleiche gilt von allen anderen Zweigen der Naturwissenschaft. Während die praktischen Zwecken nutzbare Meteorologie von den verschiedensten Seiten Förderung erfährt, ergeht es der unpraktischen Astronomie, die einst in Deutschland wie in wenig anderen Ländern ruhmreiche Lorbeeren erntete, herzlich schlecht. Wie lange wird sie hinter den Riesenінstituten Amerikas und anderer Länder noch nennenswerte Resultate liefern können? Die Geologie wird eifrig gefördert, soweit die geologisch-kartographische Landesaufnahme in Betracht kommt. Etwa 40 höheren Beamtenstellen allein an der geologischen Landesanstalt in Berlin steht auch nicht eine Stelle in ganz Preußen gegenüber, die ausschließlich der rein wissenschaftlichen Förderung dieses, die Allgemeinheit so lebhaft interessierenden Faches vom Bau und der Geschichte der Erde diente. Ihre Vertretung an den Universitäten ist mit der ganz heterogenen Palaeontologie oder mit der Mineralogie verknüpft, und jede Universität in Deutschland hat nur eine derartige Stelle. Auch hier werden wie in der Chemie und Physik fast nur noch Lehrstühle für die technischen Zweige der Wissenschaft geschaffen. Daß in diesen Fächern die Zersplitterung der Lehrkräfte der Wissenschaft wenig dient und die konkurrierende Verdoppelung umfangreicher Lehrsammlungen bisweilen in benachbarten Gebäuden dem Staate ganz unnütze Ausgaben verursacht, sei hier nebenbei angedeutet.

Die Zoologie, die als Hilfswissenschaft für die Medizin, die Hygiene, die Veterinärkunde, die Landwirtschaft, das Forstwesen, die Fischzucht, koloniale Kultur usw. in Betracht kommt, wird fast nur an diesen Berührungspunkten mit dem praktischen Leben gefördert. Dafür sind gerade in neuerer Zeit zahlreiche Institute und einzelne Stellen geschaffen

worden, mit der Förderung der Zoologie als zentralem Stamme dieser praktischen Seitenzweige aber sieht es bei uns geradezu trostlos aus. Selbst in Berlin ist für dieses große Fach, abgesehen von den Beamten des zoologischen Reichsmuseums, die durch die Ordnung und Verwaltung der großen Materialien ganz in Anspruch genommen sind, nur eine einzige etatsmäßige Vollstelle vorhanden, und auch diese dient vorzugsweise dem Unterricht der Mediziner. Ich will gar nicht an amerikanische Verhältnisse denken, sondern nur die entsprechenden Zahlen aus Paris nennen, wo schon vor Jahren der einen Stelle in Berlin fünf Ordinariate mit ebensoviel selbständigen Arbeitsinstituten und drei Extraordinariate gegenüberstanden, auch hier abgesehen von den zahlreichen Museumsstellen und den zoologischen Professuren in der medizinischen Fakultät. Dekorative Namen weisen unsere Universitätsverzeichnisse allerorten in Menge auf, aber die Förderung des Faches von seiten des Staates ist jetzt wirklich auf ein so bescheidenes Maß reduziert, daß dabei die Wissenschaft unmöglich gedeihen kann.

Wenn aber das Fach selbst so wenig gefördert wird, woher sollen dann noch tüchtige geschulte Kräfte für die praktischen Stellen herkommen, und wie sollen diese vom Fach selbst neue wissenschaftliche Nahrung und Anregung erhalten! D e Aussichten für junge Zoologen sind bei uns so überaus trostlos, daß man sich wundern muß, daß sich überhaupt noch opferwillige Dozenten diesem Fache widmen. Und man glaube nicht, daß die in praktischen Stellen untergebrachten für die Förderung des Faches noch wesentlich in Betracht kämen. Sobald sie dem preußischen Verwaltungsapparat eingefügt sind, haben sie nicht nur räumlich die Fühlung mit ihrer Fachwissenschaft verloren, sondern sind auch durch ihre speziellen Aufgaben vollständig in Anspruch genommen.

Die Fauna der Vorwelt, deren wunderbare, zum Teil gigantische Gestatten in Museen des Auslandes das lebhafteste Interesse erregen, die der alte Richard Owen schon vor einem halben Jahrhundert im Kristallpalast in London zu lebenswarmen Gruppen formte, deren Kenntnis anderwärts in jeder Schule gelehrt wird, findet in Deutschland nur Berücksichtigung, soweit sie als Leitfossilien praktische Bedeutung für die Geologie besitzen. Wie anregend würden Rekonstruktionen dieser Gestalten der Vorwelt in einem öffentlichen Park auch bei uns wirken, aber für alles dies, was kein Geld bringt, scheint in Preußen jedes Interesse zu fehlen. Vielleicht wird die Nachbildung des Riesen Dinosauriers, die Andrew Carnegie uns jetzt schenkt, diesem Fache endlich auch bei uns etwas Interesse erwecken. Die aus der Entwicklung des Tier- und Pflanzenreiches abgeleiteten Gesetze der organischen Entwicklung, deren Kenntnis nicht nur als Lehrmittel für das Denken und die allgemeine Bildung unerläßlich sein sollte, existiert in Preußen amtlicherseits überhaupt noch nicht. Ihre Förderung ist ausschließlich dem privaten Fleiß und Geld junger Gelehrter überlassen. Hier aber handelt es sich wirklich nicht nur um ideale, sondern um äußerst praktische Aufgaben des Staates. Es wäre sehr förderlich und nutzbringend, wenn die Früchte der Erkenntnis organischer Entwicklungsprozesse allen Staatsbeamten als Grundlagen für die Beurteilung menschlicher Einrichtungen und Bestrebungen klargemacht würden, und diese dadurch den besten praktischen Nutzen aus der Naturwissenschaft ziehen könnten. Hier laufen alle Wege biontologischer Fächer zusammen. Hier, wo Sammelstellen die angereicherten Schätze der Naturwissenschaften zum Gemeingut machen sollten, versagt unser Staat noch gänzlich. Das aber ist die Wissenschaft, die die Zukunft menschlicher Kultur beherrschen wird, und deren Bedeutung für die Entwicklung des Staates und der

Wissenschaften bald erkannt und gewürdigt zu haben, ein dauernder Ruhmestitel anderer Kulturnationen bleiben wird.

Wieviel junge Gelehrte würden der Wissenschaft erhalten werden können, wenn man nur 100 000 Mark jährlich als persönliche Remuneration für tüchtige Forscher in den Etat einstellte. Freilich sollte der Staat über diese unerläßliche Anstandspflicht gegenüber den opferfreudigen, aber meist in ihren Privatmitteln arg beschränkten Gelehrten hinausgehen. So anregend in mancher Beziehung der Unterricht neben der Forschung ist, so ist es auch sehr zu bedauern, daß tüchtige Forscher nur als Universitätslehrer eine ihren Leistungen entsprechende Anstellung finden können. Für eine ruhige Forschung ist die fortwährende Unterbrechung durch den Unterricht äußerst nachteilig, und es wäre deshalb in hohem Maße wünschenswert, daß außer den Universitäten auch staatliche Institute zur Pflege der reinen Wissenschaft geschaffen würden, wie wenigstens Ansätze dazu in anderen Ländern in Akademien und Gelehrteninstituten existieren. Bei uns haben die Akademien diese Ergänzung der Universitäten kaum in nennenswerter Weise geboten.

Selbst wenn der Staat sich aber auf die Förderung praktischer Bedürfnisse beschränken will, wird er sich nicht noch länger der Sorge entziehen können, daß die Naturwissenschaften in ihrem Kerne besser gepflegt werden, da sonst auch ihren praktischen Nutzanwendungen der nährende Boden verdorren wird. Fehlen aber dem Staat die Mittel zu einer großzügigen Pflege und Förderung der Wissenschaft, so ist wohl nicht daran zu zweifeln, daß sich auch in Deutschland wie in Amerika und vielen anderen Ländern hochherzige Freunde der Naturwissenschaft finden werden, die unserer Nation in dem internationalen Wettkampf um den Ruhm geistigen Fortschrittes gern einen Ehrendienst leisten wollen, zumal sie dadurch sich selbst und ihrem Namen das ruhmvollste Denkmal setzen würden. Dazu freilich müßte ein der Naturwissenschaft freundlicherer Hauch in höheren Regionen verspürt werden, und es müßte zum mindesten dafür gesorgt werden, daß hochherzige Spender mehr Freude an ihren Schöpfungen haben könnten, als sie dies bisher davon erhoffen konnten. Aber das glaube ich nicht, daß unser Volk in diesem Punkte schlechter daran sein müßte als so viele andere, bei denen der Wissenschaft in den letzten Dezennien herrliche Pflanzstätten erstanden sind.

Sprachunterricht für Erwachsene.

Von Richard M. Meyer.

„Es ist das Verhängnis, daß die Ideale eines Zeitalters zu Verordnungsparagraphen des folgenden werden.“ An dies treffende Wort Friedrich Paulsens wird man täglich erinnert, durch nichts aber so häufig wie durch unsere neuesten Sprachpädagogen. Mit welch glühendem Eifer haben sich durch zwei Menschenalter glänzende Stilisten für eine Besserung unserer sprachlichen Verhältnisse eingesetzt! Schopenhauer gab die Fackel an Nietzsche weiter, Rudolf Hildebrand an Otto Schroeder; Ferdinand Kürnberger machte selbst da Eindruck, wo das lässige Behagen an Perlen in Schmock-Fassung sich am sichersten wiegte. Aber schon

mit Wustmann verschob sich der Standpunkt. Gewiß war ein Schulmeister und ein schulmeisterliches Auftreten erforderlich, um den Bestrebungen jener Größeren allgemeine Beachtung zu verschaffen; wenn der Amtsdiener nicht die Paragraphen ausläutet, hört das Dorf auch auf die Ermahnung von der Kanzel nicht. Aber etwas mehr Aehnlichkeit mit der Art der früheren Sprachbesserer hätte der Verfasser der „Sprachdummheiten" doch haben dürfen! Wo bei Nietzsche ein feines Sprachgefühl entschied, brauchte nicht jedesmal eine grobe Regel hineingepflanzt zu werden; wo Hildebrand der Individualität von Ort und Person ihr Recht gewahrt hatte, nicht immer ein unverbrüchliches Kommando zu erschallen; wo Otto Schroeder aus sicherer philologischer Vergleichung urteilte, hätte nicht ein vorschnelles Belieben und Befehlen nach dem eigenen Geschmack Platz greifen dürfen.

Nun hat Wustmann gewirkt, und unzweifelhaft vielfach zum Segen; aber es ist gekommen, wie es kommen mußte; die Besserung steht nur auf äußeren Regeln, besteht nur in Nebenerscheinungen und läßt die Ursache des Uebels fast unberührt: die Schwäche unseres persönlichen Sprachgefühls. Gewiß ist es gut, wenn wir uns abgewöhnen, das Adverb adjektivisch zu brauchen, und dem „glasweisen Ausschank" wird man höchstens in der „Destille" eine Träne nachweinen; gewiß sollte die falsche Inversion noch allgemeiner gemieden werden „und freuen wir uns über jeden Fall, wo sie beseitigt wird". Aber dies und ähnliches mehr kann ebenso mechanisch betrieben werden, wie früher die entsprechenden „Sprachdummheiten" betrieben wurden; die Besserung beweist noch nicht, daß den Schreibenden ihre Sprache eine lebende, bewegliche, anspruchsvolle Macht geworden ist, die mit Sorgfalt beobachtet und bedient werden will.

Immerhin — die Schreibenden beweisen doch mit der Tilgung des relativischen „welcher" und ähnlichen Aufopferungen ihren guten Willen. Nun aber ist eine Schule von Schreiblehrern erwachsen, die in der unleidlichsten Weise einen erschrecklichen Mangel von gutem Willen mit Hochmut und Bösartigkeit oder mindestens Rücksichtslosigkeit verbindet. Leute, die nichts gelernt haben als Wustmanns Regelbuch, stellen sich hin und erteilen auf diese Begründung hin Zeugnisse und Rügen, ohne sich selbst auch nur soviel wie ihre unfreiwilligen Schüler anzustrengen!

Als ich in meiner Stilistik schrieb: „Nun gibt es jetzt schon Leute, die den Stil eines Buches lediglich danach beurteilen, ob ‚derselbe' vorkommt" — da war mir das nur erst in flüchtigen Zeitungsrezensionen vorgekommen. Ich wußte nicht, daß es ein ganzes Buch gibt, das in so glorreicher Weise die Stilkritik ausübt und etwa schreibt (S. 59): „Auf dem Rande desselben . . . (desselben! und dennoch der beste deutsche Stilist! . . .)." Doch wir werden auf diesen Vernichter Paul Heyses noch zu sprechen kommen.

Ist denn nicht ein ganz klein wenig von dem Richter zu fordern? ein winziges Talent des Schreibens von diesen neuesten „Schreibsachverständigen"? Vor einem halben

Menschenalter begann unser Generalpostmeister Stephan seine selbstherrlichen Verdeutschungen. Damals schrieb ein Essayist, dessen reines ruhiges Deutsch seine Sachverständigkeit erwies: „Ein ausgezeichneter Beamter, welcher (welcher! und dennoch ein reines ruhiges Deutsch! . . . würde H. Friedegg mit entsetzten Gedankenpunkten einfügen!) einer sehr nützlichen, aber auch sehr mechanischen Abteilung des staatlichen „Organismus" in meisterlicher, ja genialer Weise vorsteht, hält sich für befugt und geeignet, auch an der Sprache, diesem so unendlich viel feineren Teile nicht des staatlichen, sondern des nationalen Organismus, zum Mechaniker zu werden" (H. Homberger Essays S. 307). Aber Stephan war doch wenigstens auf seinem Gebiet genial! Wie leicht verzeiht man da Uebergriffe! Aber die Sprachmechaniker von heute, die nur mit rußigen Händen an der Kurbel drehen und dann behaupten, nun hätten sie's in Ordnung gebracht . . .

In der „Oesterreichischen Rundschau", übrigens einer höchst lesenswerten Zeitschrift, schreibt ein Herr Emil Löbl einen Aufsatz: „Auch eine Sprachenfrage" (11, 444). In einem öden, tristen, dürren Deutsch wird über die Verwahrlosung der Sprache geklagt. So reizlos läuft die Rede dahin, daß man nach einer kleinen Verletzung der „Richtigkeit" fast lechzt. Gott sei Dank! sie bleibt nicht aus. „Angefangen von Gustav Wustmann", schreibt der Kalligraph gleich auf der zweiten Seite. „In dutzenden Malen" hat er Entsetzliches gelesen. Der Sprachmeister empfiehlt sich mit zwar korrekten, aber so wohlgebauten Perioden wie folgende: „Die Art der Bildung und Zusammensetzung unserer Körperschaft" — (er will natürlich die bekannte deutsche Akademie) — „müßte dann auch eine solche sein, daß sie das größtmögliche moralische Ansehen hätte." Nun, da halte ich's mit Jacob Minor, der das Deutsch der Grenzboten, „als Gustav Freytag noch darin welcherte", dem gereinigten Grunow-Wustmann-Deutsch vorzog.

Nichts ist diesen graubebrillten Sprachpedanten fürchterlicher als eine kleine Freiheit. Ich gestehe, daß die allerdings kühne Wortbildung „Telefunken" mich belustigte. Ja, sie ist „sprachwidrig" und besteht aus einem griechischen Wortteil und einem deutschen Wort; sie ist genau so sündhaft wie z. B. die Bildungen „Philosemit" und „Antisemit". Aber sie ist verständlich und nebenbei sogar beinahe malend: wie die Funken an dem hohen Mast sprühen! Sie klingt hübsch an an germanische Ortsbezeichnungen, wie Telemarken. Mit einem Wort, sie sieht aus wie eine jener Wortbildungen, die man „volksetymologisch" zu nennen pflegt: sie macht den Eindruck, als habe die verdeutlichende Sprachempfindung des Volkes sie aus einer gelehrten Sprachschöpfung herausgebildet, wie etwa „Wetterologie" aus „Meteorologie". Wäre sie durch viele Hände gegangen, so ständen unsere Junghildebrandianer entzückt vor der Weisheit des Volksgefühls und dem Geschmack des Sprachgebrauchs; nun liegt eine frische Schöpfung da, und sie sind entsetzt, daß sie nicht nach dem Schema F etwa als „Fernfunkensprüher" zurechtgewalzt ist.

Aber H. Loebl ist immerhin ein wohlmeinender Sprachfreund und hat manches vorzubringen, was wirklich kaum oft genug gesagt werden kann. Aber er beruft sich auf Ernst Friedegg — und so lernte ich dessen Buch kennen: „Deutsche Sprachsünder. 36 kritische Studien". Das war ein Fund. In solcher „Reinkultur" (wenn von Kultur zu reden da Raum wäre!) hätte ich niemals den Sprachwachtmeister vom Kasernenhof zu entdecken gehofft.

Der feine Sprachschutzmann beweist seine Feinheit schon in der Auswahl. 36 Namen! Anton v. Perfall bei Paul Heyse, Edward Stilgebauer so gut wie Hugo v. Hofmannsthal, Bertha v. Suttner neben Arthur Schnitzler. Warum auch nicht! Es füllt die Seiten. Daß die Sprachsünden des „Götz Krafft" bei der Wertlosigkeit dieses Schmökers überhaupt nicht in Betracht kommen, daß niemand Karl Kraus, den Redakteur der „Fackel", für einen „Stilisten" gehalten hat, tut nichts zur Sache. Wie nach H. Friedeggs gesperrter Erklärung es auch nichts zur Sache tut, ob sich die Sünder auf die berühmtesten Genossen ihrer Schuld berufen können; denn nicht die großen Schriftsteller schufen die Sprache, sondern die Wustmann und die Friedegg. (Es tut mir selber leid, daß ich den verdienten Gottsched von heute mit dem armseligen Wiener Büchermacher in einem Atem nenne; aber leider hat er die Friedegg auf dem Gewissen.)

H. Friedegg tritt unter seine drei Dutzend, um furchtbare Musterung zu halten. Er wird der Welt beweisen, daß Herr Schnitzler „nur ein mittelmäßiger Schreiber" ist, daß Hofmannsthal nur „den Judenjargon zu neuer, nie geahnter Blüte und Jugendfrische bringt" (S. 14), daß Hauptmann und Sudermann nur aus Eitelkeit schaffen (S. 12), nicht, wie er, aus innerem Triebe. Alles dies wird er leisten — indem er Sprachfehler nachweist. Auf welche Weise denn beispielsweise die Herren Heinrich v. Kleist, Heinrich Heine und nicht zum wenigsten Wolfgang Goethe auch von der „Lüge ihrer Bedeutung" befreit werden können.

Und wer ist H. Friedegg, der Befreier? Ein Mann, der (S. 9) über den bekannten Wiener Journalisten Hugo Wittmann schreibt: „Im anonymen Meinungsstall des österreichischen Weltblattes gehört er als Kritiker zum höheren Viehstand." Ein Bursche von solcher Roheit maßt es sich an, über Bildung und Stil urteilen zu wollen! Von dem sollen wir erfahren, wer unsere Klassiker seien!

Mit den eigenen Stilkünsten des großen Augiasstallmeisters halte ich mich nicht auf; sie bestehen hauptsächlich im Mißbrauch der Gedankenpunkte. Aber ich gestehe ihm zu, daß er wirklich eine große Anzahl von Sprachfehlern selbst bei guten Autoren aufgelesen hat. Oft freilich macht er sich einfach willkürliche Regeln, auf Grund deren er verurteilt. „Ich fahre Sie nachts in meine Wohnung" soll falsch sein, weil „fahren" nur intransitiv sei (S. 88); „dies junge Mädchen" (S. 91), weil „dies" nur in gebundener Rede für „dieses" stehe; „nachmittags" sei „ein großer Fehler, wie ich schon wiederholt erklärt habe" (S. 109), wenn es eine einmalige Zeitangabe enthalte; „lang-

samlich" (S. 135) sei „ein Adverbium eines Adverbiums", „in langsamem Schritt" würde also Adverb statt Adjektiv haben; „ich versichere Sie" (S. 151) sei falsch, weil Wustmann (der hier nur leider unrecht hat, denn es heißt: „ich mache Sie sicher") „Ihnen" befiehlt. Er dekretiert (S. 51), daß ein Partizipium nicht gesteigert werden kann; er läßt sich durch alle „Kerls", wie Goethe, und „Fähndrichs", wie Heine, nicht davon abbringen, daß kein deutsches Wort einen Plural auf — s bilden dürfe. Alle diese Regeln sind teils nie in Geltung gewesen, teils nicht mehr in Kraft; aber sie stehen im Regelbuch des Sprachpönitentiars, also — — Oder er bildet sich auch seine eigenen Vorschriften mit bindender Kraft; er bemerkt (S. 69) zu „Nahe der Balkontür" geheimnisvoll: „nahe ist keine Präposition!" oder verkündet zu allgemeinem Staunen (S. 139): „anfänglich ist kein deutsches Wort". Die Krone setzt er seinem glücklichen Wirken auf, wenn er statt der richtigen grundfalsche Wortformen fordert: statt „den Cicerone" soll es (S. 89) „den Ciceronen" heißen. O heiliger Friedegg!

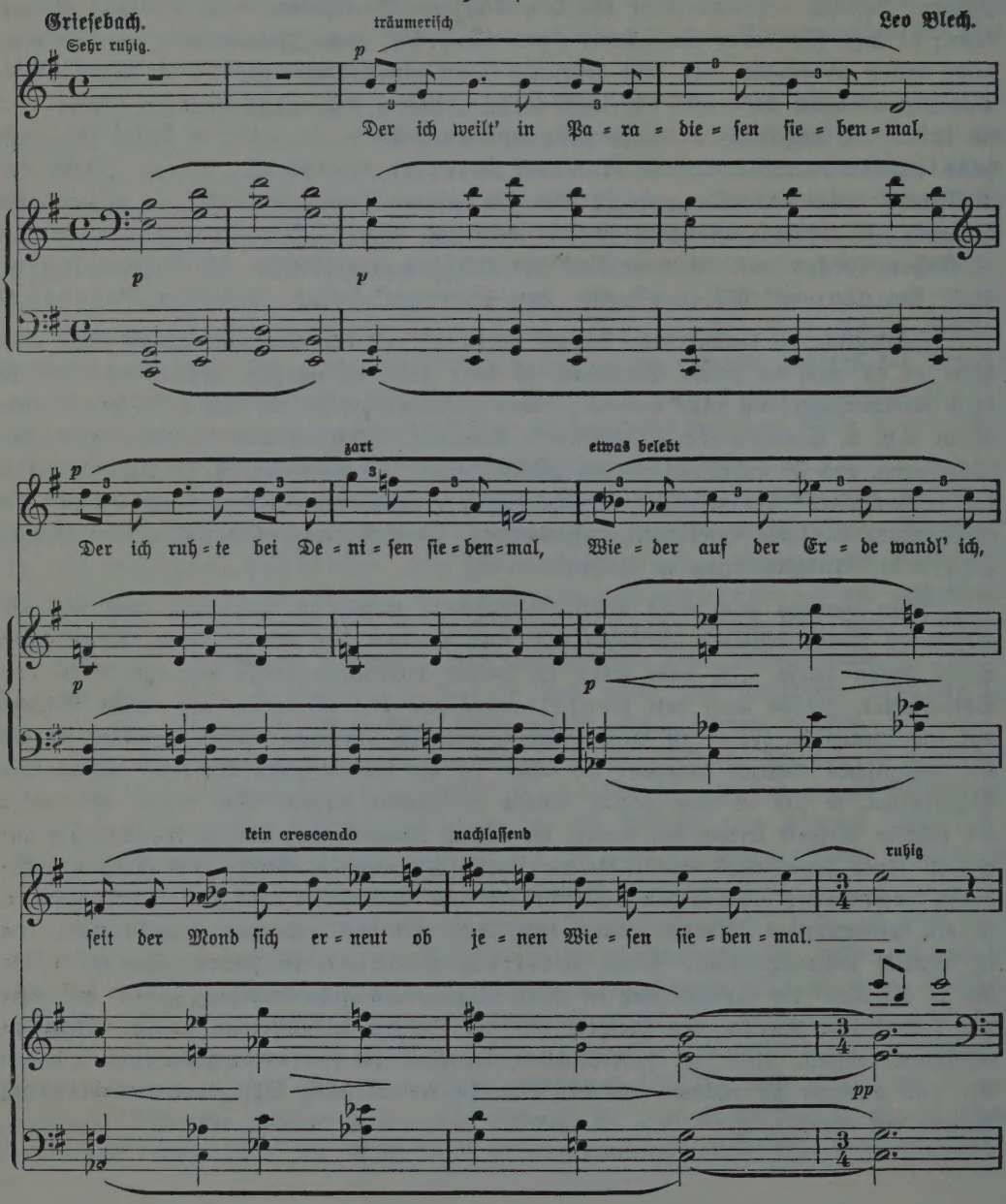
Schließlich, es kommt nicht darauf zuerst an, ob der Korrektor immer recht hat: hätte er es auch in jedem Einzelfall, so doch nicht im ganzen. Friedegg hat ja diese Kammerjägerkunst nicht entdeckt; etwas reinlicher hat sie vor ihm z. B. sein Landsmann Th. v. Sosnosky („Ridicula") ausgeübt. Was ist das für eine triste Beschäftigung, aus 36 Schriftstellern die „Sprachfehler" herauszuklauben, so wie man einst die „Schönheiten" heraussuchte! Welche billige Freude, bei einem Stilgebauer die Stilgebäude in ihrer Häßlichkeit aufzuweisen! Welches arme Vergnügen, bei Paul Heyse die Ausgleisungen zu buchen!

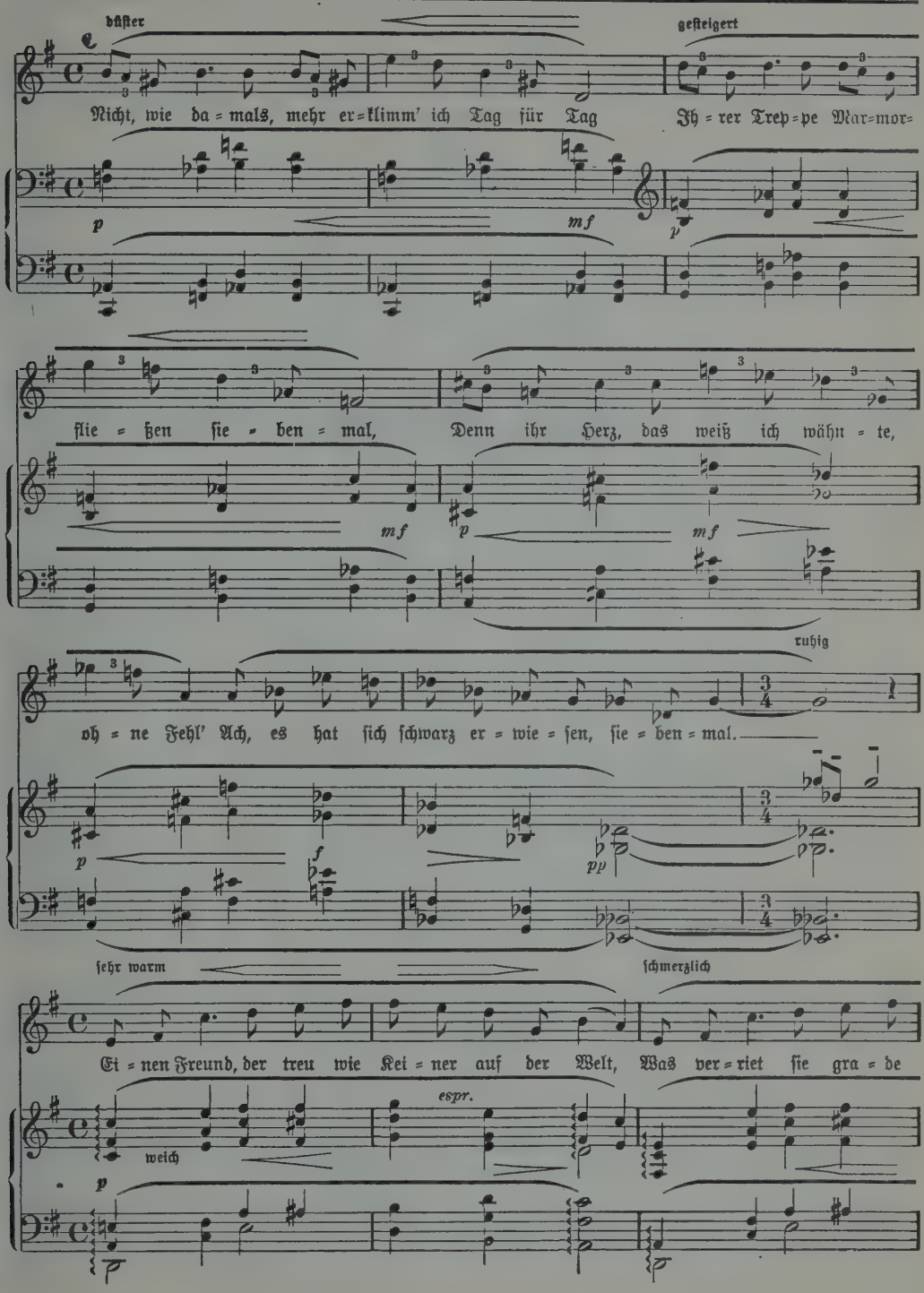
Man verstehe mich nicht falsch. Keineswegs meine ich, daß man auch nur die stilistischen Aeußerlichkeiten übersehen soll; noch weniger, daß ein berühmter Name jeden Tadel decken dürfe. Ich habe selbst in meiner Literaturgeschichte derartige Stil- und Sprachfehler, gerade auch von Heyse, angeführt. Die Meinung, daß unsere Kritiker auf die sprachliche Form zu wenig achten, teile ich durchaus. Aber sie sollen sie als ein organisches Ganzes ansehen; sie sollen sie als individuellen Ausdruck bis in ihre Eigenheiten, ja bis in ihre Fehler hinein zu werten lernen. Vor allem: wir sollen ein bißchen Respekt lernen vor denen, die etwas können. Daß ein H. Friedegg auf Grund einer keineswegs einwandfreien Korrektheit und im Besitz eines höchst anfechtbaren Rezeptbuches bedeutenden Schriftstellern das Manuskript korrigiert wie Pennälern, ist ein widerwärtiger Anblick. Man sehe doch, wie das anderswo gemacht wird, wie in wirklich wissenschaftlicher Weise William Hodgson in seinen „Errors in the use of English" die Sprachfehler in einen allgemeinen Zusammenhang gestellt hat, oder wie französische Kritiker den Respekt vor der Person mit Strenge in der Sache zu vereinigen wissen. Auch der bedenklichsten Versehen, die Friedegg verzeichnet, haben wir uns weniger zu schämen als der Sprache, die er selbst führt, und manche wenig Bessere mit ihm!

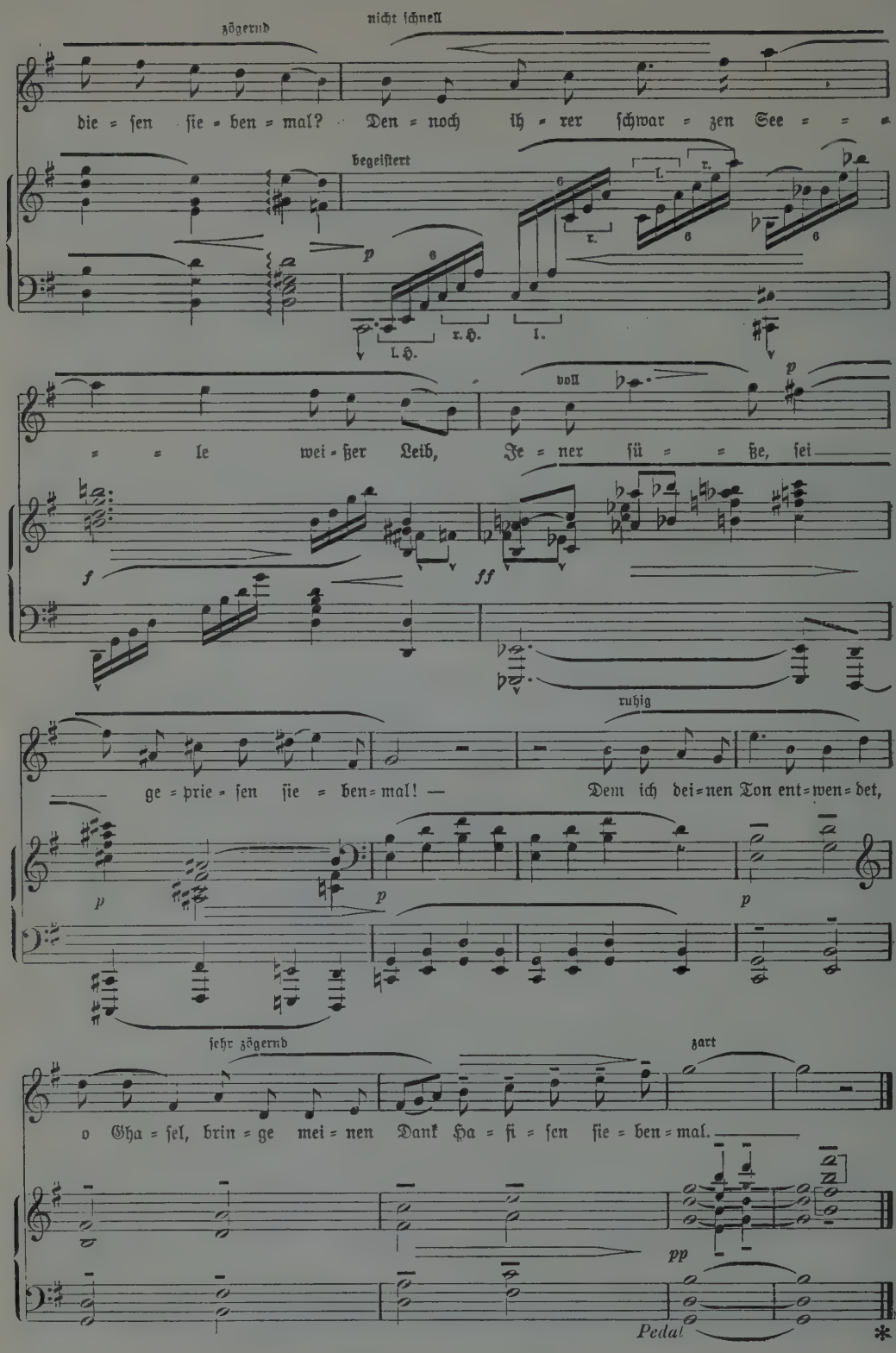
Aufführungsrecht vorbehalten.

Meinem Freunde Emanuel Grab.

Ghasel.




düster
Nicht, wie da = mals, mehr er = klimm' ich Tag für Tag
gesteigert
Ih = rer Trep = pe Mar = mor =
p
mf
p
flie = ßen sie = ben = mal,
Denn ihr Herz, das weiß ich wähn = te,
mf
p
mf
ruhig
oh = ne Fehl' Ach, es hat sich schwarz er = wie = sen, sie = ben = mal.
p
f
pp
sehr warm
schmerzlich
Ei = nen Freund, der treu wie Kei = ner auf der Welt, Was ver = riet sie gra = de
weich
espr.
p


zögernd
nicht schnell
die = sen sie = ben = mal? Den = noch ih = rer schwar = zen See = = =
begeistert
r. H.
l. H.
l.
r.
= = le wei = ßer Leib, Je = ner sü = = ße, sei
voll
ruhig
ge = prie = sen sie = ben = mal! — Dem ich dei = nen Ton ent = wen = det,
sehr zögernd
o Gha = fel, brin = ge mei = nen Dank Ha = fi = sen sie = ben = mal.
zart
Pedal

Reisen und Lesen.

Von Hanns Heinz Ewers.

Man mag es einem Menschen, der in aller Herren Länder planlos umherirrt, nicht übelnehmen, wenn er sich neben allem dem, was ihm in landschaftlicher, ästhetischer, ökonomischer oder sozialer Richtung interessant deucht, sich auch etwas um das bekümmert, was seine Privatangelegenheiten besonders angeht. Und wenn nun dieser Mensch ein Schriftsteller ist, so wird er sich ganz gewiß die Bahnhofsbuchhandlungen etwas genauer ansehen, als andere Reisenden. Das hab ich getan und ich darf wohl sagen, daß ich ein ziemlich lückenloses Bild gewonnen habe. Und wenn ich das betrachte, kommt mir der Gedanke: ich wundere mich, daß die Herren von der Wallstreet noch nicht darauf gekommen sind, den „Weltbahnhofbuchhandel" zum Trust zu machen. Freilich: Kupfer, Petroleum und Gummi liegt ihrem Begriffsvermögen näher, aber in irgendeiner guten Stunde wird einem Manne der fünften Avenue gewiß einmal die Idee des „I. L. T." (International Literature Trust) kommen.

Der Himmel bewahre uns gnädig davor: lieber Konserven aus Chicago, als Literatur aus Manhattan! Ueberlassen wir den Amerikanern ihre Bahnliteratur und bleiben wir armen Europäer vom Kontinente — die wir nun doch einmal viel bessere Menschen sind — bei dem, was uns der deutsche und französische Bahnhofsbuchhändler bietet: wir stehen uns wirklich besser dabei.

Die Idee des Bahnhofsbuchhandels wurde natürlich in dem klassischen Lande der modernen Literatur, in Frankreich, geboren. Bereits 1852 gründete das Haus Hachette, als Verlag längst in aller Welt bekannt, seine ersten Bahnhofverkaufsstände, die „Bibliothèques des Chemins de Fer". Wenn auch in Frankreich ein eigentliches Monopol nicht besteht, so hat doch de facto das Haus Hachette ein solches: über 1500 Betriebsstellen hat es auf den Bahnhöfen der Eisenbahnen und der Pariser Métro in Pacht. Irgendeine Art von Zensur besteht in Frankreich für den Bahnhofsbuchhandel nicht, über Annahme oder Ablehnung irgendeines Buches oder einer Zeitschrift entscheidet lediglich das Geschäftsprinzip wie bei jedem Sortimenter. Daß gerade die gute moderne Literatur hier eine besondere Pflege gefunden hat, liegt ebensosehr in dem Charakter der Firma Hachette, wie in dem entwickelten kulturellen Geschmack der Franzosen.

Ein ähnliches Quasimonopol hatte die Firma W. H. Smith and Son in England, das erst in den letzten Jahren durch das starke Aufkommen der Firma Aug. Wyman and Son durchbrochen wurde. Aber während die französische Literatur der Firma Hachette außerordentlich viel zu verdanken hat, hat die moderne englische Literatur wohl keinen schlimmeren Feind gehabt, als den alten Herrn Smith, M. P. K. C. B. Freilich besteht auch in England keine staatliche Zensur für den Bahnhofsbuchhandel, aber die Privatzensur des Herrn Smith war um so strenger. Sein frömmelnder, echt englisch-hypokritischer Charakter haßte alles Moderne, alles Freie; er duldete in seinen Ständen nur bravste, anständigste und am liebsten christlich-fromme Lektüre. Manches frisches Talent ist durch ihn in den Sumpf der Familienunterhaltungs-

lektüre gelockt und dort erstickt worden, wie ein Samum tötete er in seiner Wüste jedes frisch keimende Pflänzchen. Man sah in den Ständen dieser geschäftlich glänzend organisierten Firma einen Ozean von albernen Familienromanen, die sich inhaltlich auf ein Haar glichen, die von Sentimentalität und Edelmut trieften und für den Gebildeten unerträglich langweilig waren. Daneben Dutzende kindisch-dummer Witzblätter mit Versicherungsprämien und eine Flut von Kriminal- und Detektivgeschichten. Ein Greuel! Erst in den letzten Jahren ist das ein wenig anders geworden, namentlich seitdem das Monopolprinzip der frommen Firma durchbrochen ist.

Nicht viel besser sieht es in den Vereinigten Staaten aus, die nur der, der nie dort war, das „freie" Amerika zu nennen pflegt. Freilich liegt hier die Schuld kaum an den Bahnhofsfirmen, der American-News-Company und ihren Zweigen, der Manhattan N. C. und der International N. C., sondern vielmehr an den „sittlichen" Gesetzen der prüden Staaten, die zu der verzwicktesten Rabulistik ihre Zuflucht nehmen, um jeden freieren Geschmack zu ersticken. Verfallen doch sogar Ausstellungskataloge, die ein Gemälde, das einen Akt darstellt, reproduzieren, der Beschlagnahme, dürfen doch die Zeitungen Annoncen, in denen beispielsweise eine Hebamme sich empfiehlt, bei hoher Strafe nicht mit der Post versenden. Daß auf diese Weise das Lesefutter, das man auf den Bahnhöfen kauft, ein recht dürftiges ist, liegt auf der Hand. Gräßlich langweilige Revuen, die bald auf Sensation, bald auf Sentimentalität hinarbeiten, Witzblätter, in denen Text und Bild um den Preis der Witzlosigkeit streiten, Detektiv- und Kriminalgeschichten stellen das Hauptkontingent: von Literatur kaum ein Hauch.

Einen schönen Aufschwung hat der Bahnhofsbuchhandel in den letzten Jahren in Italien genommen; sein Vorbild war der französische. Ueberall finden wir gute, literarische Romane und Revuen; natürlich auch in englischer, deutscher und französischer Sprache, mit Rücksicht auf das außerordentlich zahlreiche internationale reisende Publikum. Eine Zensur nach irgendwelcher Richtung hin scheint nicht zu bestehen, wenigstens wird der „Asino", der in jeder Nummer in überaus scharfer Weise die Regierung und noch mehr die Kirche verhöhnt, überall anstandslos verkauft.

Nach deutschem Muster hat sich der Bahnhofsbuchhandel Oesterreichs gebildet, der zum großen Teile in den Händen der beiden Firmen Karl Schmelzer und J. Bettenhausen liegt. Eine spezielle Zensur für den Bahnhofsbuchhandel besteht nicht; freilich kennt Oesterreich noch die allgemeine Zensur für Zeitungen wie für Bücher, die aber im großen und ganzen sehr großzügig gehandhabt wird und nur sehr selten literarisch wertvollen Erzeugnissen irgendwelche Bedenken entgegenstellt. Sozialistische Blätter werden anstandslos geduldet. Viel schärfer ist die staatliche Beaufsichtigung in dem halborientalischen Polizeistaate Ungarn. Wie die Herren Magyaren bei jeder Gelegenheit, wo sich ihr alleinseligmachender Chauvinismus gekränkt fühlt, das Postdebit entziehen, so sind sie auch mit dem Bücherverkauf auf ihren Staatsbahnen in dieser Hinsicht sehr rigoros. So z. B. ist die „Jugend" überall verboten. Dafür werden dann aber die Cochonnerien aus den sattsam bekannten Budapester Verlagen um so

lieber geduldet, so daß das Niveau des Bahnhofsbuchhandels dieses Landes ein sehr niedriges ist.

Ein eigentümliches Geschick hatte der Bahnhofsbuchhandel in dem klerikal regierten Belgien. Dort wurde, da sich die Regierung der Einsicht nicht verschließen konnte, daß dieser Buchhandel ein Kulturfaktor ersten Ranges ist, und es ihr um die Unterdrückung der „Kultur" — die ja die Religion untergräbt — sehr wesentlich ankam, der Buchhandel vor sechs Jahren überhaupt verboten. Ist es doch unmöglich, die Verkaufsstände „ganz rein" von modernem Gifte zu halten! — Erst in allerjüngster Zeit ist der Bahnhofsbuchhandel in bescheidenem Maße wieder aufgenommen worden und soll jetzt einheitlich organisiert werden.

In den skandinavischen Ländern zeigen die Verkaufsstände durchweg ein sehr erfreuliches Bild, das ja der hochstehenden Kultur ihrer Bewohner entspricht. In Spanien steckt der Bahnhofsbuchhandel, soweit er überhaupt existiert, noch in den allerersten Kinderschuhen; am besten ist er noch in der Industrieprovinz Catalanien entwickelt. Merkwürdige Zustände herrschen in Rußland. Auf einigen Linien, die liberal sind, wird man nur die „Nowosti" finden, alle andern Blätter sind doch ständig „schon vergriffen". Es gibt konservative Linien, auf denen man nur die „Moskowskija Wjedomosti" verkauft; es gibt endlich auch Linien, wo in fast souveräner Weise „Nowoje Wremja" herrscht, andere wieder, auf denen überhaupt keine hauptstädtische Zeitung geduldet wird. Die Schmutz- und Zotenliteratur gedeiht natürlich üppig, nirgend in der Welt kann man eine solche Menge der unflätigsten Machwerke zusammen sehen, wie auf gewissen russischen Bahnhöfen. Das scheint das einzige zu sein, was der Schwarzstift des russischen Zensors seinen Lesern gerne gestattet.

Daß in der Schweiz der Bahnhofsbuchhandel ein außerordentlich blühender ist, versteht sich bei diesem Fremdenland par excellence von selbst. Ein Monopol oder Quasimonopol besteht hier ebensowenig wie in Oesterreich, Ungarn, Belgien, Spanien, Rußland und den Skandinavischen Ländern. Auch die Schweiz kennt eine Art Zensur: Schriften und Bilder unsittlichen Inhaltes dürfen nicht aufgelegt werden — während in Rußland eigentlich nur solche aufgelegt werden dürfen. Umgekehrt ist der Buchhändler nicht berechtigt, gewisse Zeitungen oder Bücher nach seinem Ermessen vom Verkaufe auszuschließen. Sehr gut erscheint die Verpflichtung, daß die Verkaufsstände Briefmarken und Postkarten führen müssen.

Obwohl auch in Deutschland in keiner Weise von einem Monopol die Rede sein kann, vielmehr an eine ganze Reihe von Sortimentern Bahnhofsverkaufsstände verpachtet sind, so ist doch der Begriff des Eisenbahnbuchhandels bei uns untrennbar mit dem Namen der Firma Georg Stilke verknüpft. Bis zum Jahre 1882, in welchem sich dieser Verlag des Eisenbahnbuchhandels annahm, stak diese Art des Sortimentes noch in den kleinsten Wurzeln, heute ist sie zum üppig blühenden Baume aufgeblüht, dank dem ausgezeichneten organisatorischen Talente Georg Stilkes. Sein Verdienst ist es, daß heute der deutsche Eisenbahnbuchhandel neben dem Frankreichs der erste der Welt ist. Und an all den Orten, an denen Stilke nicht den Bahnhofsbuchhandel in Händen hat, haben tüchtige Männer nach seinem Vorbild mit Erfolg nach gleichen Zielen gestrebt. Dabei darf nicht vergessen werden, daß das Haus Hachette völlig freie Hand hatte, während Stilke mit einschneidenden Zensur-

bestimmungen zu rechnen hatte, die seine Tätigkeit sehr erschwerten. Die Vorschriften der Eisenbahnverwaltung sind recht scharfe, sie verbietet alles, was „durch Wort, Bild oder Geschäftsanzeigen den Anstand und die guten Sitten verspottet", was „die Sinnlichkeit überreizt", was „die idealen Güter des Lebens herabwürdigt", was „wertvolle vaterländische Einrichtungen und deren Träger verächtlich macht", was „Neid und Haß unter den Staatsangehörigen zu erregen bestrebt ist". — Nach diesen Vorschriften kann eigentlich alles verboten werden; de facto sind alle sozialistischen Blätter und die dafür gelten (wie die „Welt am Montag" usw.) verbannt, während antisemitische Zeitungen trotz dieser von der Eisenbahnverwaltung aufgestellten Grundsätze anstandlos geduldet werden. Am schärfsten wurden durch das Verkaufsverbot die „Zukunft" — Ironie des Schicksals: ihr erster Verleger war Georg Stilke selber! — und der heute noch ausgeschlossene „Simplicissimus" betroffen. Wohlverstanden: diese Zensurbestimmungen gelten nur für die preußischen Bahnen; in Bayern darf trotz der Zentrumsmehrheit der „Simplicissimus" überall verkauft werden. Freilich ist auch in Preußen mit der Zeit die Handhabung des Verbotes immer milder geworden, namentlich in bezug auf die „Sittlichkeit" überläßt die Eisenbahnverwaltung die Zensur vollständig dem Takte ihrer Pächter, die nur in sehr seltenen zweifelhaften Fällen eine Anfrage stellen. Eigentümlich ist es, daß die Eisenbahnverwaltung, die doch — von dem Verbote aus politischen Gründen abgesehen — sonst nur heilsam reinigend wirken, Schund und Schmutz ausschließen wollte, nun gerade durch den Ausschluß der politischen Blätter den Bahnhofsbuchhandel zwingt, minderwertige Erzeugnisse zu führen, die er sonst wahrscheinlich nicht unterstützen würde. Das kam so. Die auf den Bahnhöfen ausgeschlossenen Blätter: „Simplicissimus", „Zukunft", „Welt am Montag", „Vorwärts" usw. wurden nun von sog. fliegenden Händlern vor dem Eingange zum Bahnhofe verkauft. Diese vergrößerten allmählich ihre Geschäfte, richteten ganze Stände ein, verkauften auch alle andern nicht verbotenen Zeitschriften und Zeitungen und daneben mit Vorliebe pikante Blätter oder Detektivschriften, die auf dem Bahnhof selbst nicht verkauft wurden. Alle diese Blättchen: „Satyr", „Sekt", „Das kleine Album", „Das kleine Witzblatt" u. s. w., sowie die greulichen wie Pilze tagtäglich aus der Erde schießenden Detektiv- und Indianerzeitschriften „Buffalo Bill", „Nick Carter" usw. wurden von den fliegenden Händlern aufgelegt und fanden — und finden leider Gottes noch — einen starken Absatz. Die Leute nun, die sich solch ein Blatt kauften, kauften sich natürlich zugleich auch ihre Tageszeitung oder nach Bedarf irgend ein anderes Blatt: sie entgingen also als Kunden dem legitimen Bahnhofsbuchhandel. Schon dadurch, daß der fliegende Händler vor dem Bahnhofe die „verbotenen" Blätter alle führen darf, hat er auch für den Verkauf der nicht verbotenen einen scharfen Vorsprung vor dem staatlich konzessionierten, um so mehr als er keine Pacht zu zahlen hat, während der Bahnhofsbuchhändler mit sehr hohen Pachtsummen zu rechnen hat. Um diesen Vorsprung nicht noch größer werden zu lassen, mußte sich auch der Bahnhofsbuchhandel zum Feilhalten mancher dieser Winkelblättchen entschließen, um so wenigstens deren Käufer sich nicht völlig zu entfremden. Dabei ist anzuerkennen, daß er immerhin nur einen Teil führt, die größere Menge aber aufzunehmen sich weigert. Der Augenblick, in welchem die Eisenbahnverwaltung sich entschließen könnte, den Simplicissimus und alle politischen Blätter ihren Pächtern zum Verkaufe freizulassen, würde diese sofort in den Stand setzen können, wirkliche Schundliteratur von ihren Ständen gänzlich fernzuhalten.

Daß natürlich auch der deutsche Bahnhofsbuchhandel sich bei der Auswahl dessen, was er führen will, von Geschäftsprinzipien leiten läßt, ist selbstverständlich. Niemand kann verlangen, daß sein Idealismus so weit gehe, daß er lyrische Gedichte auslegen würde, die er doch nie verkaufen würde. Freilich ganz ohne Idealismus kommt der Deutsche niemals aus: es ist der Geist des ideal veranlagten verstorbenen Georg Stilke, der hier — nicht nur auf die Verkaufsstände seiner Firma, sondern auch auf den ganzen deutschen Bahnhofsbuchhandel — befruchtend gewirkt hat. So finden wir eine ganze Menge von guten und teuren Revuen und Büchern, die herzlich wenig gekauft werden; der Eisenbahnbuchhandel setzt seinen Ehrgeiz darin, sie doch stets vorrätig zu halten. Es ist selbstverständlich, daß die sog. Unterhaltungslektüre, die auf Kunst keinen Anspruch machen darf, einen breiten Raum einnimmt, wie bei jedem Sortimenter, der nicht etwa nur ein Spezialgebiet pflegt. Aber daneben finden wir auch stets unsere besten Namen vorrätig, was man bei manchen Sortimentern leider nicht sagen kann. So sah ich auf einem einzigen Stande Bücher von Wassermann, Wedekind, Bierbaum, Bang, Strindberg, Shaw, Lagerlöf, Viebig usw., daneben teure Werke, wie Sven Hedins Buch über Tibet, Schillings „Mit Blitzlicht und Büchse" u. a. m. Die ausländische Literatur und Presse wird reichlich geführt; die englische und französische ist fast überall vertreten, die russische und skandinavische wenigstens auf den Strecken, die in diese Länder führen. Die schweizerische Einrichtung, daß die Verkaufsstände Briefmarken und Postkarten führen, hat der deutsche Bahnhofsbuchhandel längst aufgenommen. In allerjüngster Zeit hat er es auch durchgesetzt, daß er, wie dies in Frankreich, England und den Staaten längst der Fall ist, die für ihn bestimmten Zeitungen und Zeitschriften sofort durch die Bahnpost erhält, während diese früher den Umweg über das betreffende Postamt machen mußten; das bedeutet einen ganz wesentlichen Fortschritt.

Der deutsche Bahnhofsbuchhandel war der erste, der eingesehen hat, daß das, was den Eisenbahnen recht ist, den Schiffen nur billig sein kann. Alle großen Schiffahrtslinien der Welt haben seit langer Zeit ihre Schiffsbibliotheken, die Hamburg-Amerika Linie aber war die erste, die im Verein mit der Firma Georg Stilke neben diesen Bibliotheken noch regelrechte Buchläden auf ihren großen Ozeandampfern einstellte. Freilich führen diese Schiffsbuchhandlungen nur eine einzige Tageszeitung, die in deutscher und englischer Sprache erscheint, sie wird allen Passagieren unentgeltlich geliefert und berichtet alle wichtigen Tagesereignisse, die die Marconi-Station des Dampfers stündlich empfängt. An Revuen und Büchern in den drei Hauptsprachen aber kann kaum ein europäisches oder amerikanisches Sortiment mit diesen Schiffsbuchhandlungen an Reichhaltigkeit wetteifern. Auch hier wird der Grundstock von der Unterhaltungs- und Familienlektüre gebildet, mit der ja nun einmal das Geschäft gemacht wird; daneben aber ist die Literatur in gutem Sinne reich vertreten. Man betrachte diese Buchhandlungen, die den Bedarf für vier Nationen führen, genauer: es ist erfreulich, wie hoch das deutsche Schrifttum über dem englischen und amerikanischen, es ist bedauerlich, wie tief es unter dem französischen steht.

Entwickelung und Einfluß der künstlerischen Photographie in Deutschland.*)

Von Professor Alfred Lichtwark, Hamburg.

Wie war die Lage der Bildniskunst in Deutschland um 1890? Keine der alten reproduzierenden Techniken der Lithographie oder des Kupferstichs am Leben. Keine deutsche Bildnismalerei mehr, nur noch einige wenige Bildnismaler in den Akademiestädten. Ein völlig verbildeter Geschmack aller Schichten des Volkes und als dessen willfähriger Diener eine Bildnisphotographie, die dem Volk jährlich Hunderte von Millionen kostete und durch ihre Verlogenheit eine Gewöhnung und Gesinnung geschaffen hatte und lebendig erhielt, die jeder Erneuerung der Bildnismalerei einen Riegel vorschob. Gab es eine Möglichkeit, gegen diese heillosen und unwürdigen Zustände vorzugehen?

Dauerndes konnte nur erreicht werden, wenn die Gesinnung sich beeinflussen ließ. Solange sie blieb, wie sie war, vermochte weder die Kraft der Künstler noch die Arbeit von Behörden und Kunstfreunden etwas anderes als Flickwerk zu leisten. Die drei vier Künstler an der Spitze der jüngeren Generation waren Mitte der vierzig, oder nur wenige Jahre jünger, ihre Führerstellung war unbestritten oder begann sich aufzuzwingen, und dem Bildnis, ihrem eigensten Beruf, wurden sie mit allen Mitteln ferngehalten.

Es schien keinem Zweifel unterworfen, daß bei der Bildnisphotographie eingesetzt werden mußte. Daß die Berufsphotographen, denen die Einsicht keineswegs fehlte, allein nicht imstande sein würden, die Bildnisphotographie aus dem Elend zu erlösen, bewiesen ihre vergeblichen Versuche. Sie konnten nicht gegen den Geschmack ihrer Auftraggeber aufkommen, und ein in absehbarer Zeit wirkendes Mittel, ihn zu verbessern, besaßen sie nicht.

Der Liebhaberphotograph dagegen war frei von jeder falschen Tradition. Er konnte nicht retouchieren, er hatte kein Atelier, das alle Hintergründe fälschte. Das wirkliche Zimmer, der wirkliche Garten, die wirkliche Landschaft mußte er mit der Figur zu einem Bildganzen vereinigen. Dem Publikum war er durch seinen Geschmack voraus. Was es an Kunststücken vom Photographen verlangte, wollte er gar nicht mehr. Die besten Bildnisse, die um 1890 in Deutschland photographiert wurden, waren die der Liebhaberphotographen. Schon damals erzählten mir namhafte Berufsphotographen, daß sie das Kinderbildnis aus ihrer Tätigkeit hätten streichen müssen. Es sei ganz in den Händen der Liebhaber. Dies war ein sehr charakteristisches Zeichen, daß der Geschmack sich wendete. Man konnte beim Kinderbild die übliche Verschönerung schon nicht mehr vertragen.

Als nun der Plan einer großen internationalen Ausstellung künstlerischer Photographien mit besonderer Berücksichtigung des Bildnisses beraten wurde, waren die hamburgischen Berufsphotographen mit Begeisterung dabei. Sie stellten ein Mitglied der Jury und stifteten viele Preise.

Zum erstenmal hatten wir in Deutschland Gelegenheit, das Niveau der künstlerischen Photographie in den Kulturländern Europas und Amerikas zu vergleichen. Das Ergebnis offenbarte, wo es uns fehlte. Obwohl wir über eine Reihe ausgezeichneter Kräfte verfügten,

*) Vorwort zu: Matthies-Masuren, . . .

konnten wir uns mit dem Besten des Auslandes noch nicht messen. Wir standen noch allgemein beim Albuminverfahren. Die Engländer, Franzosen, Wiener und Amerikaner waren längst zu den künstlerisch ausgiebigeren Techniken übergegangen. Die äußere Ausstattung von Kartons und Rahmen war bei den Deutschen im besten Falle erträglich, meistens aber beklemmend, wenn der Blick auf eine raffiniert geschmackvolle Ausstattung der Fremden fiel.

Es läßt sich nicht sagen, was wir alles dabei gelernt haben. Aber wir haben nicht nur in der Erkenntnis, sondern für die Praxis gelernt. Mit Feuereifer stürzten sich die Liebhaber und sehr bald auch die Berufsphotographen auf die neu eröffnete Bahn. Die in allen deutschen Kunststädten folgenden Ausstellungen, in Berlin die sehr köstlichen im Reichstag und in der Akademie, wirkten in demselben Sinne. Ueberall war die Wirkung durchschlagend, denn die Liebhaberphotographie war allmählich eine Leidenschaft aller Stände geworden. Es hat mir immer Vergnügen bereitet, die rein äußerliche Wirkung der Ausstellungen zu verfolgen. Die Liebhaberphotographen lernten, wo das Ausland in geschmackvoller Ausstattung auftrat, die Wichtigkeit des Untersatzpapiers, des Kartons, der Rahmen kennen und schätzen. Ihre eigenen Versuche öffneten ihnen die Augen für ihre häusliche Umgebung. Vom Papier und Rahmen der Photographie aus wurde die ganze Einrichtung umgestaltet. Auch das Verhältnis zur Kunst erhielt andere Grundlagen. Die künstlerischen Techniken, erst des Platin-, dann des Bromsilber-, Kohle- und Gummidrucks, die vor 1897 in Deutschland nur als Experiment angewandt wurden, verlangten eine weit intensivere Beobachtung der Natur, und das führte Zahllose, die sonst unerschlossenen Herzens durch die Welt gegangen waren, zur Kunst.

Nur wer diese Dinge aus erster Hand beobachtet hat, kann sich eine Vorstellung von der Wirkung jener Ausstellungen von Liebhaberphotographien machen. In kaum fünf Jahren hatten sich die deutschen Liebhaberphotographen, die bis dahin die letzten gewesen waren, in die Front vorgearbeitet und auch für Deutschland die dekorative Qualität der Photographie in künstlerischem Gehalt und künstlerischer Ausstattung erobert.

Es tauchte nun überall die Frage auf, ob die Photographie dieser Gattung zur Kunst zu rechnen sei oder nicht. Mich hat das Theoretische immer kalt gelassen. Das war nie zweifelhaft, daß die Photographie ein Ausdrucksmittel persönlicher Empfindung, persönlichen Geschmacks, persönlicher Ueberzeugung sein konnte, und daß sie so viel wert war wie der Mann, der sie machte. Die technischen Mittel der Photographie sind so reich, daß sie alles ausdrücken kann. Ob die Leistung ganz, halb oder zum geringeren Teil zur Kunst gerechnet wurde, konnte man denen zur Entscheidung überlassen, deren Herz an solchen Dingen hängt. Wenn überhaupt photographiert wurde — und es wurde photographiert, Gott weiß es —, so verlangte schon unser nationales Ehrgefühl, daß es so gut wie irgend denkbar geschah.

Die Berufsphotographen waren von der ersten Stunde auf dem Plan. Sie gestanden unumwunden ein, daß sie bei den talentvollsten der Liebhaber in die Schule gehen müßten. Sie übernahmen die neuen Techniken, die neue Aufmachung, die neuen künstlerischen Gedanken. Und die Ausstellungen brachten ihnen ein neues Publikum. In den ersten Jahren ging es langsam, dann aber erwies sich die Bewegung als unwiderstehlich.

Den Liebhabern wie den Berufsphotographen war nun aber noch eine neue Macht zu Hilfe gekommen, mit der wir zuerst gar nicht gerechnet hatten, ich muß es zu meiner Schande gestehen.

Gleich nach der ersten Ausstellung traten die Verleger auf den Plan. Die Zeitschriften für Liebhaberphotographen haben in sehr verdienstvollem Eifer die neuen Ideen aufgenommen, und die der Berufsphotographen folgten ihnen auf dem Fuße. Was diese Zeitschriften zur Verbreitung eines höheren Geschmacks beigetragen haben, läßt sich nicht abschätzen. Sie taten es zuerst unter heftiger Anfeindung. Genau wie in der Malerei wurde die „neue Richtung" bekämpft, und die Verfechter des überlebten Zustandes suchten die ewigen Gesetze der Photographie zu verteidigen. Das Schauspiel, das rasch vorüberrauschte, hatte etwas ungemein Komisches. Es war eine sehr gelungene Karikatur dessen, was wir in der Malerei erlebten.

Man wollte nur eine Form der Photographie anerkennen, die der Schärfe. Jeder Versuch, das ganze Register der technischen Möglichkeiten auszunutzen, wurde als ungehörig, ja als unmoralisch verdächtigt. Es sollte und sollte nicht experimentiert werden. Wie es in all solchen Kämpfen geht, bei denen Verstand und Vernunft nur als Handlanger der Leidenschaft auftreten, also mißbraucht werden, benutzte die Opposition gelegentliche Entgleisungen der Sucher und Pioniere, um aus den verfehlten oder mißlungenen Versuchen Anklagematerial zu gewinnen.

Wenn ein Karren festgefahren ist, kümmert sich der bellende Teil der Dorfbewohner nicht mehr um ihn. Aber sobald der Vorspann da ist und ihn herauszieht, stürzt die ganze Rasse mit Geheul hinterdrein. Das ist ihre Natur, sie kann nicht anders, und es ist nicht einmal soviel Bosheit dabei, wie es den Fahrenden vorkommt.

Daß in der Berufsphotographie der Umschwung sich im Handumdrehen vollzog, überstieg alle Hoffnungen. Die Ausstellungen der Liebhaberphotographen und die Fachzeitschriften spornten immer wieder zu neuen Versuchen an. Schon wenige Jahre nach den ersten Anregungen aus Hamburg und Berlin gab es in den großen deutschen Städten Berufsphotographen, die in der künstlerischen Auffassung, im Streben nach Charakteristik, in der Verschmähung aller Hilfsmittel der Retouche mit den besten Liebhaberphotographen wetteiferten. Das Publikum aber ging so freudig mit, daß diese führenden Photographen überall die Herstellung der bisher üblichen Ware aufgeben konnten, wenn sie wollten. Die Liebhaberphotographen erkannten diese Tatsache an, indem sie die Berufsphotographen zu ihren Ausstellungen einluden, und die Künstler, die bisher von der üblichen Photographie der verschönernden Art nichts hatten wissen wollen, wandten sich den Berufsphotographen wieder zu.

Nach den Erfolgen, die die künstlerische Photographie in kurzer Zeit errungen hatte, sind wir berechtigt, große Erwartungen für die Zukunft zu hegen.

Es scheint jetzt undenkbar, daß die Berufsphotographie, die bis in die kleinern Städte die neuen Anregungen aufgenommen hat, wieder zurückfallen könnte in die frühere Barbarei. Wir dürfen uns nun auch der Hoffnung hingeben, daß diese neue Bildnisphotographie auf die Empfindung und Gesinnung breiter Schichten so stark wirken wird wie die alte, nur in umgekehrtem Sinne.

Es gibt in unserem Zeitalter kein Kunstwerk, das so aufmerksam betrachtet wird wie die Bildnisphotographie des eigenen Selbst, der nächsten Verwandten und Freunde, der Geliebten. Alle Verlogenheit und Geschmacklosigkeit der alten Photographie übertrug sich in Gesinnung. Wer an die Photographien gewöhnt war, konnte ehrliche Bildniskunst nicht mehr gut finden. So wird auch aller Takt, aller Geschmack, alle Ehrlichkeit der neuen Photographie Gesinnung schaffen. Die bisherigen Erfolge der Liebhaber- und der Berufsphotographen dürfen uns jedoch nicht über den wirklichen Zustand täuschen. Es ist für beide noch ungeheuer viel Arbeit zu tun. Auch das Ausland hat seit zehn Jahren nicht geruht. Der Geschmack, die rein sinnliche Schönheit des Tones und der Haltung der Arbeiten, die uns die jüngste Generation der amerikanischen Liebhaber sendet, gibt uns immer noch zu raten.

Aber wir haben festen Boden und dürfen nun hoffen, daß die heutige Bildnisphotographie einer neuen Bildnismalerei bei uns nicht allein nicht im Wege sein, sondern mithelfen wird, ihr den Boden zu bereiten. Bisher stand bei uns der Bildnismaler, der Künstler bleiben wollte, auf dem Isolierschemel. Die lebendige Kraft, die der Wille eines ganzen Volkes erzeugt, strömte nicht in ihn übe·.

Die Liebhaberphotographen dürfen mit den Erfolgen des ersten Jahrzehnts systematischer Arbeit und Organisation wohl zufrieden sein. Sie haben den unumstößlichen Beweis geliefert, daß auf dem Gebiet der künstlerischen Kultur die Arbeit, die sich praktisch erreichbare Ziele steckt, nicht verloren ist. Was heute Tatsache geworden, wurde 1893 schon in allen Einzelheiten als das Ziel bezeichnet.

Von anderen Gebieten unserer Kultur haben wir oft mit heftigem Begehren auf die rasche Entwickelung der künstlerischen Photographie gesehen und den Wunsch ausgestoßen, es möchte in der Hausarchitektur, in der Gartenkunst, in der Blumenpflege erst so weit sein, daß die Laien sich auf ihre Rechte und Pflichten besinnen, sich mit den künstlerischen und technischen Grundlagen bekannt machen, sich organisieren und den Fachleuten die breite Grundlage für ein künstlerisches Schaffen bereiten. Die Liebhaberphotographen haben auch für die Form einer solchen Bewegung den anderen Gebieten ein Vorbild aufgestellt, indem sie sich nicht gegen die im Banne des Ungeschmacks fronenden Fachleute wandten, sondern sie von der ersten Stunde an mitrissen.

Könnte unseren Architekten, Gärtnern, Töpfern, Goldschmieden usw. eine solche Hilfe erstehen! Wenn eine künftige Geschichtschreibung, die die Tatsachen kennt, von der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts handelt, so wird sie der Photographie ein ausführliches Kapitel zu widmen haben, das die Jahrzehnte von 1840 bis zum Ende des Jahrhunderts umfaßt. Und wenn sie geschildert hat, wie das Auftreten der Photographie der Kunst den alten Nährboden des Bildnisses entzogen hat (eines der folgenschwersten Ereignisse im ganzen Zeitalter), wie sie die Gesinnung aller Klassen verdorben hat, so wird sie zum Schluß in der Wiedergebur der künstlerischen Photographie einen Wendepunkt der künstlerischen Gesinnung mit Nachdruck hervorheben.

Wenn einer eine Reise tut . . . Von Lothar Schmidt.

Die letzte Nummer des Morgen brachte einen Aufsatz von Andrew Carnegie: „Was eine Weltreise lehrt.“ Der Stahlkönig, wie so oft, hat das Bedürfnis gefühlt, zu seinen Brüdern auf beiden Hemisphären zu reden, zu den Armen wie zu den Reichen. Er trug die guten Lehren vor, die er von einer Weltreise heimbrachte und die in hoffentlich besserer Begründung sein bereits vor zwanzig Jahren erschienenes Buch Round the World enthalten dürfte.

Was er uns hier im Morgen sagte, klang wie eine Quäkerpredigt:

„Habt Ihr schon einmal die Lebensworte vorgenommen und daran gedacht, wie wenig doch der Millionär mehr besitzt als der Bauer, und wie oft die Vermehrung seines Reichtums nicht sein Glück, vielmehr sein Unglück ist? Was ist die Auslese des Besten, was wir in der Welt essen können? Einfaches Ochsenfleisch, gewöhnliches Gemüse, und die beste von allen Früchten: der Apfel, der echte Nektarsprudel frei für alle aus der Quelle; alles, was unser Menschengeschlecht darüber hinaus ißt und trinkt, ist minderwertig, wenn nicht geradezu schädlich im Vergleich damit. Die Kleidung, die der Mann oder vielmehr die Frau trägt, wird durch Aufputz immer unbequemer und teurer, und doch ist kein Schmuck so wunderbar wie eine einfache Blume im Haar, die sich jedes Dorfmädchen anstecken kann, wenn sie sie nur pflückt. Aus allem andern, womit sich die Frauen noch überladen, quillt nur Unbehagen und Unglück. Soviel über Wohlbefinden und Glück, was Essen und Trinken und Kleidung anbelangt. Wenn wir nun weiter fragen nach den höheren Genüssen usw. usw.“

Man kann, wenn man das und die daran sich schließenden Expektorationen liest, ein kleines Lächeln nicht gut unterdrücken. Bei aller Hochachtung für die nicht bloß durch ihr biblisches Alter ehrwürdige Persönlichkeit Carnegies — billige Weisheiten das und schlechte Musik!

Oder soll man gar härter urteilen? Nein, das wäre positiv ungerecht. Man weiß ja, Andrew Carnegie ist die edle Verkörperung des Begriffes dessen, was man jenseits des Ozeans higher citizenship nennt, und seine Munifizenz ist, an europäischem Wohltätigkeitssinn gemessen, gigantesk. Dieser Philanthrop hat ungezählte Millionen hergegeben, um die Not der Elenden zu lindern, und ihren Kindern und Kindeskindern die Möglichkeit gewährt, aus Sumpf und Knechtschaft zu den Höhen aufzusteigen, die er selbst erklommen hat. Darum, so ähnlich er ihnen auch von weitem sieht, darf man ihn nicht zu jenen satten Moralisten zählen, die nach solennem Austernfrühstück dem Proletarier die Vorteile einer nahrhaften Polenta preisen; und noch weniger in die Schar jener Pharisäer darf man ihn einreihen, von denen Heine spottet, daß sie heimlich Sekt trinken und öffentlich Wasser predigen. Aber was man wird dürfen, müssen: Kritik üben an Carnegies Worten, wie sehr man auch ein dankbarer Bewunderer seiner Taten sein möge.

Nämlich, es ist ja gewiß eine recht schöne Sache um die Tugenden, so man Genügsamkeit nennt und Zufriedenheit. Doch seien wir ehrlich: sie sind und bleiben im Grunde nur Postulate einer Banausenmoral. Ja, man kann ihnen bedingterweise ideale Geltung zuerkennen, wenn es gilt, die Differenzen von Soll und Haben im Glückseligkeitskonto der Menschen auszugleichen. Doch in der realen Wirklichkeit reduziert sich der Wert dieser Faktoren auf Null. So christliche Entsagung ist unvereinbar mit den Voraussetzungen aller Kulturentwicklung. Es muß wohl im Wesen der Menschen und nicht bloß in wandelbaren sozialen Zuständen begründet sein, daß unsere Ansprüche ans Leben, sobald die subalternen Forderungen des Leibes und der Seele erfüllt sind, weit über das Maß der rein animalischen Bedürfnisse sich steigern. Ob in der Befriedigung immer neu auftauchender Wünsche und Hoffnungen die Glückseligkeit bestehe oder nicht, danach pflegt im Verfolg ihrer verborgenen Absichten die Natur nicht zu fragen, wenn sie nur uns mit Notwendigkeit immer Unzufriedene, immer Ungenügsame durch Ueberlistung ihren Zwecken dienstbar machen kann. Gewährung des Erstrebten bedeutet nach kurzer Genugtuung allemal Enttäuschung, und unser ganzes Ringen, überlegt man sich's recht, läuft nur darauf hinaus, so oft wie nur möglich enttäuscht zu werden, damit das Ziel des Begehrens immer weiter rücke und immer kräftiger die Spannkraft des Wollens sich äußere. Und das Resultat davon heißt Kulturleistung. Aus Zufriedenheit und Genügsamkeit wird sie nimmer geboren.

Freilich, wenn an der Schwelle des Grabes nach langem, erfolgreichem Erdenpilgertum selbst einer von den Wenigen, die alles, was sie wollten, auch erreicht haben, sein Dasein philosophisch überdenkt, so staunt er wohl in der Erkenntnis, wie nichtig und eitel es gewesen ist. Und wenn Andrew Carnegie, der Millionenkönig, am Ende seiner Laufbahn sich fragt: Bin ich denn nun glücklicher gewesen als all die Andern, die vergeblich nach weit Geringerem langten mit zitternden Händen, so ist gewiß für ihn die Antwort ein ehrliches, überzeugtes Nein.

Aber den Andern allen wird dieses Nein nun und nimmermehr einleuchten, und noch weniger die Lehre, die Carnegie daraus zieht.

Und es ist gut, wenn man den Propheten nicht glaubt, auch wenn sie die Wahrheit sagen.

Die Theilung der Erde.

Heinrich Leonhard von Tschirschky und Bögendorff hat das Staatssekretariat des Auswärtigen rasch satt bekommen. Kaum anderthalb Jahre hat die Herrlichkeit gedauert; und doch zu lange schon für Germaniens Heil. Die Spuren seines Wirkens sind aus der Geschichte nicht zu tilgen, und in der kurzen Frist von zwanig Monden hat er das Reich geschädigt, wie kaum Einer je vor ihm. Was er in die Hand nahm, war eines schlimmen Endes sicher. Nicht Holstein, doch Podbielski, den tüchtigsten Resortminister, den Preußen in den letzten Jahren hatte, hat er weggebracht. Er ist an Algeciras mitschuld (mag immerhin der Kanzler die staatsrechtliche Verantwortung tragen), er hat bei seiner Reise nach Wien und Rom nur Unheil gestiftet und jede befohlene Schwenkung der deutschen Politik (wie weiland Böttticher, wie heute sein Kanzler) mitgemacht. Und hatte in den tristesten Stunden der Reichsnöthe ein Lächeln auf den Lippen. Jetzt geht er; nach Wien, nicht in die sächsische Schweiz. Weil Das die passendste Stelle für ihn ist, die sich finden ließ. Erstens hat er eine Ungarin zur Frau (und Bismarcks Grundsatz, Botschafter und Gesandte nicht in die Heimat ihrer Gesponsen zu schicken, ist ja seit Bülows und Sternbergs Tage durchlöchert); zweitens hat Herr von Tschirschky das in Wien so nötige gesellschaftliche Talent; drittens ist der Posten bekanntlich, seit Aehrenthal den „getreuen Sekundanten“ („Golu! Golu! venez donc ici et asseyez-vous près de votre empereur!“ hatte Wilhelm noch ein paar Wochen nach der Depesche in Wien gerufen) an der Donau ablöste, als Versorgungsanstalt für unfähige Staatssekretäre besonders zu empfehlen. Schon weil es der einzige Punkt ist, an dem für uns noch etwas zu verderben ist. Und sicher nun auch verdorben wird: verlaßt euch darauf.

1833. Münchengrätz. Diner. „Fürst Metternich, sagte Nicolaus der Erste über den Tisch weg, was halten Sie von dem Türken? Das ist ein kranker Mann, nicht wahr?“ Der Staatskanzler mimte den Tauben und ließ auch die wiederholte Frage ohne Antwort. Nicolaus genügte Das nicht, und die Frage ward zum dritten Mal gestellt; so laut, daß auch der schwerhörige Kanzler sie nicht überhören konnte. „L'avenir, hätte unsre Durchlaucht gesagt, appartient à qui sait attendre“. Metternich war mit allen Hunden gehetzt und setzte die zudringliche Neugier mit der Gegenfrage matt: „Stellen Eure Majestät diese Frage an den Arzt oder an den Erben?“ Das Geschichtchen ist typisch, und hat sich seit den Zeiten der auf Rußlands Thron verschlagenen Anhalterin oft wiederholt; könnte sich heute wiederum wiederholen. Stets ward die Frage über das Schicksal des europäischen Südostens mit einer Gegenfrage beantwortet, und in hundertfünfzig Jahren hat kein Schwert die um den Divan gesponnenen Diplomatengespinnste zu zerhauen vermocht. Und stets auch ward, wenn der Marasmus auf dem Balkan akute Formen annahm, die preußisch-deutsche Politik auf eine Talentprobe gestellt, wurden unsere Beziehungen zu Oestreich problematisch. Soweit sind wir jetzt wieder; und setzen drum Herrn Heinrich Leonhard nach Wien.

Daß der Balkan nach der englisch-russischen Verständigung in Asien in Angriff genommen würde, war zu erwarten. Die Absicht stammt gewiß auch nicht von gestern. Schon im Frühjahr gab's einen lebhaften Betrieb: Serbien wurde, von London aus, gekitzelt, Don Ferdinand fuhr nach Wien, Rumänien suchte hastigen Anschluß an Oestreich, und Victor Emmanuel zeigte den Athenern einen Theil seiner Seemacht. Jetzt hat sich's wiederholt, und Rußland spielte die erste Geige. Herr Isvolskij kam nach Wien, just als der Rumäne da war; ein Großfürst nach Bulgarien; England, Oestreich und Rußland haben, zwischen Ischl und Marienbad, erklärt, daß der Divan ihnen die Ruhe nicht mehr rauben könne. Von uns nur ist wiederum nicht die Rede. Wurde wieder einem Weltwinkel, ohne uns zu fragen, das Horoskop gestellt? Ob Rußland für das Asiatenabkommen am Bosporus entschädigt werden, ob Oesterreich mit einem gnädig gewährten Bissen von unserer Seite geködert werden soll: noch vermags Keiner mit Bestimmtheit zu sagen, und nur Eines scheint

gewiß: Herr von Marschall wird die Pforte anders finden, als er sie verließ.

Die Wege, die Rußland und Oestreich gehen oder geführt werden, sind ohne Furcht zwar, doch nicht ohne Sorge zu betrachten. Rußland ist (wie England) auf Jahre hinaus seiner asiatischen Sorgen ledig, vor jeder Ueberraschung sicher, an der Riesenfront, die vom Schwarzen bis zum Ochotskischen Meer sich erstreckt, vorläufig nicht zu kitzeln; auf unser Wohlwollen also nicht angewiesen. Es hat die Möglichkeit, seine Rüstung im Westen wieder nach Belieben zu stärken, kann von England und Frankreich seinen Geldbedarf decken und mit ungehemmter Kraft an die Ordnung seiner europäischen Wünsche gehen. „Glauben Sie nicht, lieber Aehrenthal, daß der Sultan ein kranker Mann ist?“ — vielleicht hat Herr Isvolskij neulich die Frage gestellt. Seit dem Berliner Frieden sind dreißig Jahre verflossen; Manches hat sich inzwischen geändert (unter dem Präliminarvertrag von San Stefano steht der Name desselben Herrn Nelidow, der jetzt im Haag präsidierte), und alte Pläne können in neuer Form wieder zum Leben erstehen. Sind wir auch soweit schon? Sind die Tage da, die Bismarck mit warnender Stimme vorhersagte? Wer Herrn Aehrenthals Wege betrachtet, wird den Mut zum Verneinen nicht finden. Oestreich und Rußland haben sich gefunden. „Gelingt es der russischen Politik, Oestreich zu gewinnen, so ist die Koalition des siebenjährigen Krieges gegen uns fertig, denn Frankreich wird immer gegen uns zu haben sein, weil seine Interessen am Rheine gewichtiger sind als die im Orient und am Bosporus,“ schrieb Bismarck in dem Kapitel, was von der zukünftigen Politik Rußlands handelt. Die Dummheit Metternichs (der, nach einem Brief an Baron Werner in Berlin, in der Schlacht von Navarin nur „die Glut einer Flotte sah, die dem Genius des Umsturzes der bestehenden Ordnung zum Opfer gebracht sei“) hat Oestreich 1827 geschadet; die Unfähigkeit Buols zur Krimkriegzeit. Längst hat man in Wien eingesehen, wie recht Bismarck hatte, wenn er meinte: „Die Betheiligung Oestreichs an der türkischen Erbschaft wird doch nur im Einverständnis mit Rußland geregelt werden, und der östreichische Antheil um so größer ausfallen, je mehr man in Wien zu warten und die russische Politik zu ermutigen weiß, eine weiter vorgeschobene Stellung einzunehmen.“ Deshalb kam die Mürzsteger Convention (die man sich in den Zeiten der russischen Nöthe holte), und deshalb wurde sie erweitert, als man sich in Asien und an der Adria erst Ruhe geschaffen hatte. Daß das Filetstück so rasch vertheilt wird, steht nicht zu befürchten, und wenn die englische Politik sich treu bleibt, so wird sie dafür sorgen, daß die Dinge nicht früher reifen, als ihr günstig scheint. Sie hat Rußland, sie hat, trotz Dreibund und Tschirschky, auch Aehrenthal in der Hand, hat sicher die Errichtung der japanischen Mission am goldenen Ho n nicht ohne Grund unterstützt und braucht auch Michel vielleicht in absehbarer Frist, um allzufrühes Ernten zu hindern. Drum wird er gestreichelt. Ins Bild des Ganzen würde es passen. Arbiter mundi als Marionette in Eduards Hand: selbst in der Sezession wäre so Ergötzliches nicht zu finden. Und was die Herren im Haag feierlich eben für unmöglich erklärten, wäre dann Wirklichkeit.

Lange? Wohl nicht. Doch wer schlösse heute noch Verträge und Bündnisse für die Ewigkeit? Hat nicht schon Spinoza gesagt: „Ein Staatsvertrag wird immer nur solange wirksam sein, als seine Grundlage, die Rücksicht auf die Gefahr oder den Nutzen, vorhanden sein wird; da Niemand einen Vertrag schließt, noch gezwungen ist, Verträge zu halten, ohne die Hoffnung auf irgend ein Gut oder die Furcht vor irgend einem Uebel. Mit dieser Grundlage wird immer auch der Vertrag selbst aufgehoben, was die Erfahrung zur Genüge lehrt. Denn obgleich verschiedene Reiche unter einander Verträge schließen, sich gegenseitig keinen Schaden zuzufügen, suchen sie doch nach Kräften das Wachsen der Macht des Andern zu verhindern, und trauen den gegenseitigen Versicherungen nur, soweit Zweck und Nutzen des Vertrags klar ersichtlich ist; sonst fürchten sie Betrug und nicht mit Unrecht. Denn wer anders als ein thörichter Mensch, der das Recht der höchsten Gewalt nicht kennt, wird sich

auf Worte und Versicherungen von jemand verlassen, der die höchste Macht und das Recht zu allem Beliebigen besitzt, dem Wohlfahrt und Vortheil des eigenen Reiches höchstes Gesetz sein müssen." Soll Eduard nicht wissen, was vor Jahrhunderten schon ein grübelnder Glasschleifer wußte? Wers glaubt, unterschätzt den nüchternen Rechner und klugen Geschäftsmann. Und seinen Macaulay hat der schlaue Brite sicher am Schnürchen. Der aber sprach (in der „englischen Geschichte"): „In der Natur aller Coalitionen liegen Mängel: es ist nicht wahrscheinlich, daß ein Unternehmen, das die aufrichtige und langdauernde Mitwirkung vieler unabhängiger Staaten verlangt, zu einem gedeihlichen Ende geführt wird. Unvermeidlich entstehen Eifersüchteleien, ein Zank rzeugt einen andern; jeder Bundesgenosse fühlt sich versucht, auf Andere einen Theil der Last zu wälzen, welche er selbst tragen sollte; kaum Einer stellt ehrlich das von ihm versprochene Contingent. Und je zahlreicher die Bundesgenossen, desto zahlreicher waren immer auch die Gefahren, die eine Coalition bedrohten."

. . . Gehe Jeder nun an seine Arbeit, seine Aufgabe. Rußland an den inneren Ausbau seines Riesenleibes, ehe die Gunst der Stunde die gesammelte Kraft zur Verwendung nach außen drängt; Oestreich bereite sich auf den großen Augenblick der Erbtheilung auf dem Balkan vor; Amerika auf die Auseinandersetzung mit den Schlitzaugen, die spätere mit England; Frankreich hat im Nordwesten Afrikas, dem Land alter Franzenträume, seine Mission; und Japan sehe zu, ob es die Herrschaft über den Stillen Ocean sich erzwingen kann, ehe Amerika sein (freudiges) Panama erlebt. Lange wird die Auseinandersetzung zwischen den Beiden nun nicht mehr auf sich warten lassen. Erstens hat sie zu fallen, ehe der Kanal fertig ist. Zweitens, ehe Amerika seine Wehrkraft so gestärkt hat, daß der Kampf für die kleinen Plebejer allzu ungleich würde; drittens, ehe England vor einem waffenstarken Amerika für Canada zittern muß.) Und England hat zu sorgen, daß sein Trust nicht vor der Zeit in die Brüche geht (es hat in Asien und Afrika noch manche Rechnung zu begleichen), und daß die Japaner nicht die zur Schwächung Amerikas günstigste Stunde verschlafen. Denn eher ist an den südamerikanischen Braten (mit einem Stück, von dem auch Alphons vielleicht, der Liebliche, nach dem verlorenen Marokkanerbrocken getröstet wurde) nicht zu rühren. Theilung der Erde. Und wir?

Kommen nicht zu kurz. Auch wir haben zwei Welten zu verschweißen. Haben dafür zu sorgen, daß Normann und Naumann nicht von der Kulikutsche des Kanzlers laufen; daß sich liebend umfaht, was sich vor Jahresfrist noch wie Räuber und Schinder bepfauchte; und daß sich die Eitelkeiten, die sich von den Kleinsten der Ihren gern Führer nennen lassen, nie aufhören, die Geführten zu sein.

Karl Schnitzler.

Fastnacht bei Reinhardt.

„Fastnacht" . . . Ich weiß nicht, ob R. A. Schröder, dem wir diese neue und glänzende Uebersetzung der übermütigsten Shakespearischen Komödie verdanken, die Absolution des Shakespeare-Philologen für den von ihm gewählten Untertitel erhalten wird. Gewiß ist, daß kein besserer gefunden werden konnte. Das Stück, wie es Reinhardt gespielt hat„ würde auch im Haupttitel am besten so bezeichnet werden. Er hat das Faschingsspiel eines melancholischen Genies mit dem Instinkte des geborenen großen Regisseurs wohl als erster unter den modernen Theaterleuten ganz als solches erkannt und hat es mit der ganzen kühnen Sicherheit seiner Meisterschaft in einen Rahmen gebracht, darin es sich, unverkümmert, unverschnitten, in all seinem Reichtum ausbreiten konnte: gleichsam ein trunkener Pan, der aus den Tiefen seiner Göttlichkeit zu dem Oberflächengestrudel menschlichen, allzumenschlichen Spaßes auftaucht, sich göttlich froh damit gemein machend, aber auch unter der Rüpelmaske die ernsten göttlichen Züge verratend.

Das war herrlich, aber eine Apotheose des Komischen, schön wie ein buntes, sprühendes, zischendes, leuchtendes Feuerwerk in einer dunklen, feuchtlauen Frühlingsnacht. Die derben Knallfrösche und die feschen in die Höhe jagenden Luftschlangen, die breit kreisenden Sonnen und die leise fallenden mildblauen Leuchtkugeln — die ganze Pyrotechnik shakespearischer Fastnachtslaune wurde sinnfällig

auf dem tiefen Hintergrunde der wunderbaren elegischen Grundstimmung shakespearischer Poesie.

Diese Verbindung von Elegie und Rüpelspiel hat A. A. Schröders unglaublich reiche Uebersetzungskunst unübertrefflich schön wiedergegeben, und Reinhardts Genie als Regisseur (ich bitte alle die um Verzeihung, die das Wort Genie nur den dichterisch produzierenden Künstlern reserviert wissen wollen) hat sie traumhaft lebendig in die Erscheinung treten lassen. Wie immer bediente er sich dabei auch der Musik und der bildenden Kunst als Helferinnen. Humperdincks suggestive Lyrik leitete das Spiel ein und sprach seinen tiefen Gefühlsuntergrund zum Schlusse mehrmals aus; die Dekorationen (Kaina) und Kostüme (Stern) gaben Farbe und Linie in rechter, fester Abwaage hinein. Die Hauptsache aber, die Bewegung, besorgte Reinhardt selbst als spiritus rector seiner Künstler und seiner Drehbühne.

Wie schade, daß Meister Lautenschläger diese Aufführung nicht hat sehen können, die erst ganz offenbarte, welch eine Fülle von Möglichkeiten er der Schaubühne mit seiner Erfindung beschert hat. In Reinhardts Händen ist sie mehr als ein praktisches Werkzeug zu schnellerer Verwandlung der Szene; am 17. Oktober hat er zum erstenmale gezeigt, daß sie sich nicht bloß drehen: daß sie mitspielen, gewissermaßen tanzen kann. Sie wird zur Wandeldekoration, zu einem feinfühligen Abbild der Bewegung, zu einem Sinnbild der dichterischen Laune. Die Szenenfolge wird durch sie zum Reigen, in dem, was sonst unverbunden, abgehackt sich hinter einander herschob, wie in einem verschlungenen Tanze, Figur auf Figur, sich entwickelt: ein kunstvoller Wirbel, wie ein Rondeau, wo der Schluß von einer Strophe zum Anfang der folgenden hinüberklingt. Bunte Laternen huschen über das sich drehende Dunkel; Paare jagen sich; die abgetretenen Personen schreiten sichtbar von dem einen Schauplatz zum andern: in halbdunklen Ausschnitten sieht man sie ausführen, was sie vorher geäußert haben: Fastnacht! Fastnacht! Ein Spiel ohne Pause, eine Lust, die nicht müde wird, — eine Lust des fabulierenden Poeten: schnelle Blicke in seine bewegte Phantasie.

Reinhardt hat Shakespeare nichts hinzugefügt, er hat nur mehr von ihm gezeigt, als die anderen Regisseure gesehen haben.

Wer diese Vorstellungen sieht, sieht nicht nur ein shakespearisches Stück: er erlebt ein Stück Shakespeare. Es ist eine Offenbarung. Etwas höchst Erstaunliches, Wunderbares wird zum Ereignis. Man darf hier wirklich vom Regisseurgenie reden, oder ist es nicht genial, einen Klotz zu beseelen, eine sich drehende Maschine geistreich werden zu lassen?

Ich heiße das genial, weil es produktiv ist: eine Hervorbringung, das heißt aus etwas Materiellem. — Mühsamer freilich mag es sein, den Geist anderer, hier also der Schauspieler, zu regieren. Da helfen nicht geniale Einfälle. Das ist eine Sache der Willensübertragung, die ihre Grenze in der Anlage der Schauspieler findet.

Zum Glück hat es sich getroffen, daß die Fastnachtslaune Shakespeares bei Reinhardt in der Hauptsache auch Schauspieler fand, die dem sicheren Instinkte des Direktors zu folgen vermochten oder selbst genug Instinkt für Sinn und Art dieses Spieles mitbrachten.

Nicht ganz genügend schien mir nur Herr Beregi als Herzog Orsino zu sein, der für mich reizlos unpoetisch war, kein elegischer Schwärmer: bloß ein schwachmütiger Verrückter. Auch ließ er den holden Fall der schönen Schröderschen Verse zu einer unsicheren Prosa werden, die er nicht einmal deutlich genug sprach. Herr Moissi würde wohl mehr Respekt vor der Würde des Rhythmus bewiesen und auch die innerliche Poesie dieser Gestalt besser verkörpert haben. Doch braucht man sein Talent als Sänger für den Narren. Aber er sang ihn besser, als er ihn spielte. Er war zu hastig und aufgeregt. Shakespeares Narren sind Souveräne des Geistes, die die Haltung nicht verlieren. Ausgezeichnet sprach er die Schlußworte.

Das Trio Waßmann, Schildkraut, Diegelmann war ein köstliches Dreiblatt von Komik der verschiedensten Art: Herr Waßmann, der sympathischste dumme Kerl, eine Figur vom höchsten komischen Charme; Herr Schildkraut, diese verstockteste Karikatur eines selbstgerechten Puritaners, dessen Dünkel skurril auf den Leim geht; Herr Diegelmann eine massive Gurgel von biederer Grobschlächtigkeit. Diese drei werden vermutlich, im Verein mit Frau Wangel, am meisten dazu beitragen, daß bei Reinhardt lange Fastnacht dauern wird. Frl. Heims sah wunderschön aus, und das ist bei dieser Gräfin eine Hauptsache. Aber für Frl. Lucie Höflichs Viola fehlen mir die Worte, es auszusprechen, wie entzückend sie aussah, sprach und spielte: ganz Frische, Verliebtheit, Reiz, Leben, Poesie — mädchenhaft und jungenhaft zugleich.

Otto Julius Bierbaum.

Theater.

Lessing-Theater: Felix Salten, „Vom anderen Ufer". Einakter. Die dürfen es sich gestatten, keine Dramen zu sein; das ist abgemacht. Mit dem Publikum zunächst, das ja niemals das wirklich Dramatische bewußt genossen und gewollt hat; und darum auch mit den Intelligenzen der Literatur und des Theaters, die sich ja endlich doch bequemen müssen, gelten zu lassen, was so stark und allgemein gilt.

Dabei hilft die Täuschung, die dem Einakter so oft das Ansehen besonderer Zusammendrängung werthaltiger Ideen gibt. In möglichst geringer Breite steht möglichst dichtes Leben da. Ist es nicht ein wahrer Inbegriff künstlerischen Tuns, das doch darin besteht, die angeschaute Welt in Perspektiven aufzulösen und die also aufgelöste in Perspektiven wieder zu erbauen? Und gibt es eindruckmächtigere, zwingendere Perspektiven, als diese ganz kurz skizzenhaften, die in einer lächerlich geringen Spanne Zeit von einem Anfang bis zu einem Ende sehen lassen? Gewiß nicht. Indessen darf nicht übersehen werden, daß zu so gründlichen Auflösungen, zu so jähem Aufbau einer großen inneren Welt Kräfte nötig sind, die keinem Einzelnen, die nur einer ganzen Kultur gegeben sein können. Das Leben so in der Faust zusammenzupressen, bis es sich, wie ein Kristall durchsichtig und aus eigenem Gesetz geformt, maßvoll in diese kleinste Rundung eines Aktes einpaßt, wird kein Genie imstande sein, dem seine Zeit nicht den Segen einer vorgeformten Anschauung, die Erhabenheit eines tiefen, unverwitterten Glaubens zubringt. Das einschnittlose Drama ist nur auf ganz großen inneren Voraussetzungen von stärkster, allgemeinster Gültigkeit aufzubauen. Und unsere Zeit hat den Stolz, im Geistigen ohne Voraussetzung zu schaffen. Mehr noch; ein gewaltiger Teil der dramatischen Arbeit unseres Alters besteht eben darin, von den Voraussetzungen, die da und dort zu lange gegolten haben, trotzig abzustoßen und andere Ufer zu suchen. Alles Drama ist ja in einem gewissen Sinne schöpferische Kritik am Wollen der Menschen. Das heutige aber nimmt noch die Kritik der Kritik hinzu. Es fängt nicht gleich bei der handelnden Person, es fängt bei ihrer moralischen Umwelt an. Es setzt sich auseinander, wenn es Schicksale zusammensetzt. Dazu braucht es den zögernden Schritt eines, der sich noch manchmal umsehen muß; dazu braucht es Einteilungen, Abteilungen, Akte.

Der Einakter nun muß sich entscheiden. Er hat keine Zeit, den ganzen Weg durchzulaufen, von der Kritik der moralischen Welt bis zur Durchleuchtung eines persönlichen Wollens und zur Vollendung eines einzelnen Schicksals. Er muß sich entscheiden, und möglichst schnell; muß einen Fetzen Kritik hinwerfen, oder ein paar Bausteine eines Schicksals geschickt aufeinanderlegen, oder das Bild eines sonderbar organisierten Menschenwillens (was man sonst Charakter nannte) in umgrenzter Klarheit auf heller Fläche erscheinen lassen. Demnach kann er ethisches Aphorisma, vertiefte Anekdote oder kunstreiches Relief sein, je nachdem, ob die willkürlich angelegten Perspektiven des Werkes mehr nach der Auflösung des Moralischen oder nach der schöpferischen Gestaltung von Leben oder nach der intuitiven Erkenntnis wichtiger Menschlichkeiten hin gezogen sind. Aus diesen drei Kräften einer Begabung webt sich jedes ganze Drama zusammen. Ein paar Fäden davon so geschickt auszuspannen, daß sie von irgend einer Seite her doch für einen Moment lang wie fertiges Gewebe aussehen mögen, das ist die Kunst des jetzigen Einakters.

Was Salten geschaffen hat, ist, im guten wie im schlechten, ganz typisch für das Wesen solcher Kunst. Ethisches Aphorisma, skizziertes Menschenbild, vertiefte Anekdote: das bedeuten, eines hinter dem anderen hergezählt, seine drei Stücke. Als hätte ein ganzer Dramatiker seine Kräfte einmal, wie im Spielen, zerlegt — oder als hätte einer, der es erst werden will, sie noch nicht recht zusammengefunden. Vielleicht auch, daß ein kluger Kopf, vom warnenden Instinkt geleitet, die vergebliche Sehnsucht nach der starken dramatischen Vollheit einmal so beschwichtigt hat, daß er an Teilen, die dafür gut genug sind, seine Fertigkeit im Griff und Schliff erprobte. Dies zu glauben bin ich sogar sehr geneigt; denn diesem Geist, wie er sich in den drei Stücken offenbart, ist ein Etwas eingeboren, das sich der ungeteilt dramatischen Anschauung von Schicksalen entschieden widersetzt. Man nenne es Kritik, Zweifel, Verneinung, wie man will; der Name wird immer nur auf den einen prinzipiellen Mangel hinzielen müssen, der beim Dramatiker großen Stiles nicht gefunden werden darf: es ist der Mangel an fanatischem Vertrauen auf ein höheres Gesetz der Welt. Von diesem Fanatismus lebt die Kunst, die Dramen schafft. Ohne ihn schrumpft die Entwicklung zur Anekdote, das von innen bewegte Menschenbild zum interessanten Relief, das dargestellte Weltgesetz zum aufgeschriebenen Aphorisma ein. Dann haben die dramatischen Einfälle, und seien sie von stärkster Keimkraft, keine Richtung ins Unendliche. Und der Geschmack des literarisch-kultivierten Autors bewahrt sie wohl davor, sich im Weiten und Leeren planlos zu verirren; er verschließt sie lieber, unentwickelt, in der handlich gefälligen Form des Einakters.

Das läßt sich am gegebenen Beispiel immerhin einigermaßen demonstrieren. In diesem „Der Graf" — ethisches Aphorisma mit sozialer Anwendung — ist mir ein Wort bösartig aufgefallen, das geradewegs aus diesem undramatischen Mißtrauen in den Bestand großer Weltgesetze herzukommen scheint. Der falsche Graf Festenberg sagt da einmal (und in allem Ernste, wenn richtig gespielt wurde): „Daß ich jetzt verhaftet werde, ist eine Geschmacklosigkeit des Schicksals". Ich behaupte, daß eine Begabung, die unter dem Zwange einer wahrhaft dramatischen Weltanschauung steht, diese sehr geistreiche Wendung niemals gedacht oder gebraucht haben könnte. Das verbietet dem Dramatiker seine tiefinnere Ehrfurcht vor dem Schicksal; was

dieses zu vollbringen hat, ist ihm über alle Fragen des Geschmackes erhaben; ist Darstellung gewaltiger Gesetze. Und wenn das dramatisch waltende Schicksal so einen Grafen Festenberg schmählich verhaften läßt — will sagen: wenn es ein aus Intelligenz und Kühnheit allzu hoch aufgeführtes Menschenleben jählings zusammenschmeißt — so muß es wissen und wissen lassen, warum. So darf der Nachweis, daß derjenige adelig ist, der sich adelig fühlt und seinen Adelsplatz erobert, nicht hinter einer Türe verstummen, die ein Polizeiagent zuwerfen kann. Dann hat das Schicksal nicht etwa nach so vielen geistreich folgerichtigen Zügen schließlich doch einen geschmacklosen Fehlgriff getan — es hat sich erst gar nicht gerührt. Es kann diesen Menschen nicht durch einen großen, beweisenden Akt seines Willens auf diesen Platz gestellt, es kann ihn nicht so zwecklos sicher gemacht, nicht so sinnlos gemeuchelt haben. Ein dramatisches Schicksal nicht. Mußte er fallen, so war — gut dramatisch gesehen — sein Sturz von Anfang her in ihn hineingelegt, so stand er immer auf einem Platz, der nicht der seine bleiben durfte. Hier aber kommt es auf derart gesetzmäßige Begründungen doch gar nicht an. Nicht um das Leben selbst, nur um eine Meinung vom Leben handelt es sich. Ein Torso von einem Schicksal steht da; von seinen Ursprüngen losgerissen, um seine Entwicklung verkürzt, ohne Gesetz und ohne Bewegung. Es kann nicht fortwirken, es kann nur mehr reden. Das Musterbeispiel des undramatisch aphoristischen Einakters. Muster auch darin, daß seine spruchmäßige Weisheit so klar und persönlich ist, wie nur ganz selten in solchen dialogischen Besprechungen. Ein fester, zu wissender Härte gereifter Geist hat diese Sätze dem Leben abgelesen. Es finden sich ganz prachtvolle darunter, von einem schweren Gehalt an seelischer Wahrheit oder an Weltklugheit. So der eine, der mir vor allen gefällt (ich zitiere aus dem Gedächtnis): „Schlechtes Gewissen ist nichts als unser inneres Unbehagen, wenn wir etwas getan haben, was über unsere Kräfte geht. Das darf man eben nicht, das ist gemein.“ Er gehört zu denen, die man sich aufschreiben und irgendwo bewahren sollte, wo man sie immer schnell zur Hand hat. Er hätte, vermöge seines rebellischen Anlaufes, der doch schon am anderen Ende wieder ein großes Halt vor sich sieht, wohl verdient, zu einem ganzen, schönen Drama aufzukeimen. Wie Wedekind aus dem einen prachtvollen Satz (ich zitiere wieder aus dem Gedächtnis): „Sünde ist nur ein sentimentaler Ausdruck für schlechte Geschäfte“ seinen ganzen Marquis von Keith entwickelt hat. Aber diesmal ist leider der keimstarke dramatische Satz nicht nach seinem Verdienst behandelt worden. Er mußte das beste Aphorisma unter guten Aphorismen bleiben.

Und wie den Worten, so muß es in der willkürlich gedrängten Form des Einakters auch den Menschen geschehen. Verbrauchen sich jene unentwickelt als Aphorismen, so verkümmern diese, ohne die Erhöhung durch bedeutende Kämpfe, zu zeichnerischen Skizzen. Auch in „Der Ernst des Lebens“ wäre ein wirkliches Drama möglich gewesen, ein Drama unserer Zeit und unserer Moral. Das Drama des Plebejers; dessen, der immer recht hat und endlich doch verzweifelt sehen muß, wie er nicht recht behalten kann. Dazu aber hätte er von einer starken Notwendigkeit geführt werden müssen (wie in Bahrs „Der arme Narr“ etwa) und nicht vom Ungefähr eines Knabenwitzes. Auch hier fehlt wieder das Vertrauen des echten Dramatikers in die gesetzmäßige Vollendung aller Schicksale. Es ist wieder eine von den dramatisch ganz unmöglichen „Geschmacklosigkeiten des Lebens“ daß dieser absolute Pöbelmensch aus bloßer Gemeinheit so hoch hinaufkommt. Dramatisch wäre, zu zeigen, wie er ein gutes Recht auf diese Höhe hat, wie dieses Recht vom anderen mit Notwendigkeit mißverstanden und abgeleugnet werden muß, wie Recht zum Unrecht, sein Untergang zur Bestätigung eines höheren Gesetzes wird. Dramatisch wäre, den Menschen mit seinem Widerspruch zu zeigen. Hier ist er einfach, allzu einfach; nur von der einen Seite her plastisch gesehen, Relief. Seine dialogische — nicht dramatische — Vernichtung geschieht ja mit einer äußerst eleganten Heftigkeit. Wert um Wert wird dieser armen Skizze eines Charakters entrissen. Nichts bleibt übrig, nicht einmal das bischen Lebenstrotz, das doch sonst das letzte und beste Eigentum aufstrebender Plebejer ist. Nichts bleibt übrig; ein Beweis mehr, daß die ganze Arbeit des Stückes rein zeichnerisch und nicht dramatisch ausgestaltend war. So ganz glatt wegdiskutieren läßt sich keine wirklich dramatische Figur; nicht einmal mit dem Revolver in der Hand.

Nun wäre noch am letzten Stück, an „Auferstehung“, zu belegen, wie sich das aufschließende Erlebnis im Einakter zur Anekdote abflacht, weil ihm die Perspektiven zu kurz und zu willkürlich gestellt sind. Ein endgültiger Entschluß, der sich als Sprung der Laune gibt; ein Anderswerden aus Uebermut, aus einem plötzlichen Einfall. Gesprochene anstatt dargestellter Entwicklung Hier aber, wo alles heiter genommen werden will, vermag der Witz vollkommen zu versöhnen. Es bleibt, über alle innere Wahrheit und Gesetzmäßigkeit hinaus, ein witziges Spiel mit den großen Begriffen von Leben und Tod, ein ergötzlich und nachdenklich gesprochenes Ding, eine bedeutsame Anekdote, die schon der Mühe ver-

lohnt, daß man sie sich einprägt. Das Lachen ist immer imstande, ein paar schwere Gesetze unvermerkt umzustoßen. Und wo der Dramatiker fehlt, tritt wenigstens hier der glänzende Schriftsteller als voller und guter Ersatz in seine Rechte.

An der Aufführung des Lessing-Theaters ist es bemerkenswert genug, daß dem Gedächtnis eigentlich nur die Künste Bassermanns dauernd erhalten bleiben. In den drei Verwandlungen, die er an diesem Abend durchzumachen hat, ist über alles Charakteristische, zum Zweck Erfundene, als Einfall Verblüffende hinaus ein gemeinsamer großer Ton, ein Ton schmerzlicher Frage, stummen Erstaunens vor den Wirrnissen der Welt; ein Ton, der noch tiefer entspringt als alle großen Künste dieses Künstlers, der aus den Gründen einer wunderbar stillen, feinen, feierlichen Persönlichkeit ungewollt heraufdringt.

Willi Handl.

Musik.

Aus dem Berliner Konzertleben. Keine Furcht! Das Toben und Branden der Musikhochflut, die seit ein paar Wochen über Berlin dahinbraust, soll an dieser Stelle nicht widerhallen. Auf dies und das nur soll die Aufmerksamkeit gelenkt und von dem nur eingehender geredet werden, „was von musikalischen Ereignissen über den Tag hinaus Wert besitzt". Viel wird das nicht sein im Verhältnis zu der erdrückenden Menge der Erscheinungen. Schon aus dem Grunde nicht, weil das Musiktreiben Berlins nur zu einem Bruchteil wirklich und wahrhaftig eine Angelegenheit der Kunst im eigentlichen Sinne ist, während der andere, recht ansehnliche Teil mehr unter das Kapitel „Industrie" ressortiert.

Ueppiger denn je blüht diese Konzertindustrie. Und diejenigen, die vor ein paar Jahren schon den Rückschlag und damit die Rückkehr zu einigermaßen normalen, gesunden Verhältnissen als nahe bevorstehend prophezeiten, haben sich gründlich getäuscht. Ein Konzertvermittlungsbureau nach dem anderen öffnet seine Läden, und, wie es scheint, nährt jedes seinen Mann. Früher war es allgemein beliebt, auf die Konzertagenturen mit vollen Backen zu schelten; sie seien die Bringer alles Unglückes, sie verschuldeten die Ungesundheit der Berliner musikalischen Verhältnisse. Und die Musikbeflissenen selbst — die „Künstler", wie man sie in meistens allzu freigebiger Weise betitelt — lärmten und jammerten in der Regel am lautesten über die „Konzertdirektionen". Wer die ganze Sachlage objektiv betrachtet, dürfte aber nunmehr allmählich dahinterkommen, daß das Klagen und Schelten keineswegs immer und unbedingt seine Berechtigung, daß vielmehr die ganze Geschichte eine Kehrseite hat, die für die Beurteilung der Misere von entscheidender Bedeutung ist. Wie kommt es, daß sich im Berliner Musikgetriebe fortgesetzt ein solch absurder Widerspruch zwischen Nachfrage und Angebot erhält? Wie kommt es, daß, obgleich zahllose Konzerte vor einem jämmerlichen Häuflein gutmütiger Freibillettler stattfinden, die Schar derjenigen sich stets vergrößert, die mit Aufbietung ihrer letzten Barmittel auf den heißen Boden eines Berliner Konzertpodiums drängen? „'s ist halt der alte Wahn!" In keiner Kunst reift die Einbildung der halbwegs Begabten, sie seien zur Künstlerschaft berufen, so schnell, als in der Musik. Das ewige Gerede von der „populärsten aller Künste" hat die Köpfe dermaßen verwirrt, daß jeder, der sich knapp das dürftig Handwerkliche der Musik angeeignet hat, sich für einen „Künstler" hält; und keinem Erzieher, weder dem musikalischen und noch sonst einem, fällt es bei, diesen Wahn zu zerstören und durch energischen Hinweis auf das Wesen echter Kunstleistung die Selbsterkenntnis zu fördern. Die Mißerfolge Tausender sind nicht imstande, die Schar jener zu verringern, die Enthusiasmus mit innern Beruf verwechseln und sich leichtfertig und dummdreist in das Heiligtum der Kunst wagen!

Nun sollte man aber, was Eitelkeit und Ahnungslosigkeit sich einbrocken, nicht Leuten in die Schuhe schieben, die ganz einfach mit geschäftlicher Pfiffigkeit „die Konjunktur ausnützen". Zwischen Konzertgebern und Konzertarrangeuren regeln sich Nachfrage und Angebot offensichtlich in ganz normaler Weise. Was sich im geschäftlichen Verkehr beider etwa an Mißständen ergibt, mag unter Umständen recht bedauerlich sein, berührt aber nicht unmittelbar ein öffentliches Interesse. Nur da ist ein lauter Protest nötig, wo die allzu Gerissenen unter diesen Geschäftsleuten mit sträflich naiven Reklamen das Publikum (und, wenns sein kann, auch die Kritik) zu düpieren suchen. So wurde in letzter Zeit reichlich viel Unfug getrieben mit der aufdringlichen Anpreisung kleiner und großer „Wunderkinder", die allesamt einstweilen noch im Hause und im Unterrichtszimmer besser aufgehoben wären, als auf dem Konzertpodium. Es ist ja im Grunde genommen beschämend, daß man es heutzutage noch wagen darf, Kinder unter dem Vorwande der Kunst — die doch nun einmal durchaus Sache des reifen Menschen ist! — auf die Bretter zu zerren, beweist aber, bei wie vielen Leuten auch in unserer Zeit der gepriesenen „künstlerischen Kultur" noch die Begierde nach Kunstgenuß in dem Wort seinen Ausdruck findet: Vollführt, was ihr wollt, „nur macht vor Staunen nicht stumm!"

*

Die Eröffnung eines Vierteldutzend neuer Konzertsäle zu Beginn dieser Saison bildet das äußere Zeichen der Blüte der Berliner Konzertindustrie. Auch mit einem neuen Orchester hat man es abermals probiert, wiederum aber, wie es scheint, nicht in wahrhaft rationeller Weise; denn nach ihren bisherigen Leistungen zu urteilen, sind die beiden Dirigenten des jungen Mozartorchesters, mögen sie schon ganz tüchtige Musiker sein, keine geeigneten Kapellpädagogen, um die Körperschaft alsbald auf die wünschenswerte Höhe künstlerischer Leistungsfähigkeit zu heben. Bleibt also nur die Erziehung, die dem Orchester durch den Leiter der großen Konzerte im Mozartsaal, Prof. Karl Panzner aus Bremen, zuteil wird. Das freilich ist ein Orchesterleiter, wie er sein soll, technisch überlegen, temperamentvoll und mit gesunder musikalischer Anschauung begabt. Wie er im ersten Konzert (bezw. der Generalprobe dazu, auf die sich hier bezogen wird) die E-Moll-Sinfonie von Richard Strauß und „Les Préludes" von Liszt zu Gehör brachte, das war in jeder Hinsicht höchster Anerkennung wert. Man würde dem ganzen Unternehmen nur nützen, wenn man diesem vortrefflichen Künstler weitestgehenden Einfluß auf das Orchester, wie auf die Programmaufstellung einräumte. Gar zu sehr dürfte ein Prof. Panzner sich überhaupt nicht von einem etwaigen spekulativen Manager in den Kram reden lassen; er hat in Berlin eine künstlerische Position zu verteidigen! Daß in den Konzerten des Mozartorchesters mit dem Solisten-Starsystem gearbeitet wird, ist zwar ein Mangel, der sich aber durch geschicktes Einreihen der Künstler in die Programme einigermaßen ausgleichen läßt. Hoffentlich hat Panzner sich das Vetorecht gewahrt, um alle Gelüste nach „sensationeller Geschmacklosigkeit", die sich aus Geschäftsgründen bei der Leitung des Unternehmens etwa einstellen sollten, im Keim zu ersticken! —

Das gleiche Starsystem ist es ja auch, woran die Programme der Philharmonischen Konzerte unter Nikisch kranken. Gleich das erste Konzert, das eine Gedächtnisfeier für Joachim darstellen sollte, erbrachte wieder den Beweis dafür. Im einzelnen war fast alles sehr respektabel und trotzdem das Ganze in seiner bunten (und doch nicht genügend kontrastreich gestutzten) Mannigfaltigkeit mehr ermüdend als erhebend. Wären die beiden Solisten nicht gewesen, so hätte man für die Gestaltung des Programms viel freiere Hand gehabt! Weingartner ist in dieser Beziehung weit besser dran. Nicht als ob bei ihm nicht auch gelegentlich die Zusammenstellung der Vortragsstücke mißriete! Allein im allgemeinen haben seine Programme Charakter und dazu den großen Vorzug der Kürze. So brachte der zweite Sinfonieabend die Dantesinfonie von Liszt im ersten und Schumanns B-dur-Sinfonie neben der Euryanthen-Ouvertüre im zweiten Teil. Das läßt sich ohne Anstrengung, mit wachbleibender Genußfähigkeit aufnehmen und gibt harmonisch beieinander wohnende und doch klar gesondert bleibende Eindrücke — um so eher natürlich, wenn die Wiedergabe der Tonwerke einen Grad der Vollendung erreicht, wie in dem erwähnten Konzert.

K.

Haller, Söhle & Co.

Als im Jahre 1797 Herr J. M. Haller in Hamburg ein Bank- und Warengeschäft errichtete, schien die Zeit für solche Unternehmungen gekommen zu sein. Seit dem Jahre 1775 war Hamburgs Verkehr in andauernder Zunahme begriffen, und der niederländische Warenhandel, der sich damals zu üppiger Blüte zu entfalten begann, mußte auch dem Wechselgeschäft von Nutzen sein. John Parish, dessen Lebensgeschichte uns Ehrenberg überliefert hat, bezeichnete Hamburg in einer Denkschrift, die im Jahre 1801 der englischen Regierung vorgelegt wurde, „fast als den einzigen Platz auf dem Festlande, der für die Durchführung von Finanzgeschäften zu verwenden war". Diese neugeschaffene, günstige Situation wußte Herr Haller zu benutzen, und als die trüben Jahre der Napoleonischen Herrschaft über Preußen hereinbrachen, hatte sich das Bankgeschäft schon so vortrefflich entwickelt, daß die auch für Hamburgs Verkehr so schwere Krise überwunden werden konnte. Die Konkurrenz war nicht groß; der Hamburger Kaufmannsstand hatte bisher Reichtümer nicht anzuhäufen verstanden, und Büsch klagte in seiner „Geschichte der Hamburgischen Handlung" damals, daß Hamburg den „Abgang der aussterbenden oder in Verfall geratenen geldreichen Familien noch fortdauernd durch neue Bürger aus anderen Gegenden" ersetze. Und in der „Handlungsbibliothek" schrieb ein Kaufmann um dieselbe Zeit, es sei ein schwerer Irrtum zu glauben, daß in Hamburg die Reichtümer aufgehäuft wären. „Der verstorbene Stenglin, welcher eine Million Taler hinterließ, war eine sehr seltene Erscheinung in Hamburg, und ich glaube mit Gewißheit sagen zu können, daß jetzt nicht drei so reiche Leute in Hamburg sind." So konnte, begünstigt durch die wirtschaftliche und politische Entfaltung des Staates, begünstigt vor allem durch die Entwickelung des Verkehrs mit Nord- und Mittelamerika, die Firma rasch an Bedeutung gewinnen. Im Jahre 1830 wurde der Schwiegersohn Johann Christian Söhle, 1834 der Sohn in die Firma aufgenommen. Den Personalveränderungen entsprechend, trug das Geschäft von nun an den Namen Haller, Söhle & Co. Mit der geschäftlichen Bedeutung der Firma

wuchs auch das Ansehen der Inhaber. Nach hamburgischer Patriziersitte mußte der Geist des Geschäfts bewahrt bleiben. So glaubte, den Traditionen folgend, der jetzige Inhaber, Herr Dr. Söhle, ein Enkel des Mitbegründers, sich streng an die Ueberlieferungen halten zu müssen, und der Zusammenbruch der angesehenen Bankfirma ist nichts anderes, als die Folgeerscheinung starren Festhaltens an veralteten Prinzipien. Die Nachfolger haben — aufgewachsen in den Ideen ihrer Väter — den Hauch der Neuzeit nicht zu empfinden vermocht und mußten den Fehler nun büßen.

Die bankgeschäftliche Tätigkeit, wie wir sie heute sehen, ist aus dem Wechselgeschäft hervorgegangen und nahm mit dem Beginn der kapitalistischen Produktionsweise auch die für diese Wirtschaftsordnung passenden Formen an. Die Kreditgewährung wurde vornehmlich die Aufgabe der Bankiers, während sie im Mittelalter höchstens den Fürsten Geld zur Kriegführung zur Verfügung stellten. Vom Beginn des sechzehnten bis um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bildete der Kreditverkehr die wichtigste Einnahmequelle der Bankiers. An ihre Stelle traten, als mit der Entwickelung der Großindustrie die Kreditansprüche immer größer wurden und damit ihre Kapitalien nicht mehr ausreichten, die Aktienbanken. In beispiellos kurzer Zeit haben die Aktienbanken ihren Sieg über das Privatkapital davongetragen. Unter den 600 Bankiers, die Berlin etwa zählt, ist kein einziger mehr, dessen Geschäft durch die Erträgnisse der Kreditgewährung an Industrie und Handel fruktifiziert wird. Wer nicht mit Scheuklappen versehen war, mußte diesen Gang der Entwicklung erkennen und ihm Rechnung tragen. Nur die Herren Oskar Lübbers und Dr. J. C. Söhle, die jetzigen Inhaber der Firma Haller, Söhle & Co., haben die geistige Erbschaft ihrer Väter nach Patriziersitte hochhalten zu müssen geglaubt. Sie haben den Konkurrenzkampf gegen die Großbanken aufgenommen, und als ihr Kapital in Kredit- und Grundstücksgeschäften festgelegt war, gingen sie dazu über, die nur allzu verlockende aber desto trügerische Form des Akzeptkredits zu wählen. Bei einem Kapital von 5 Millionen Mark hat der Umfang der jetzt in Umlauf befindlichen Akzepte die ansehnliche Summe von 15 Millionen Mark erreicht. „Das Geschäft, für andere Wechsel zu akzeptieren, bringt dem Kaufmann mit bedeutendem Kredite eine leicht geerntete Provision ein. Auch erhöht es das Ansehen eines Geschäftsmannes. Sein schwindelnder Ehrgeiz bringt leicht seine Vernunft zum Schweigen, wenn ihn die ersten Handelshäuser anspornen, den Geschäftsgang zu beschleunigen und zu vergrößern, wenn er geschmeichelt hört, daß nur mit Leuten seiner Art solche Geschäfte gemacht werden können.... Frühere Vorsicht hatte seinen Kredit fest begründet. Sobald er jetzt den Fuß in die Börse setzt, wird er umgeben und bedrängt von einem Schwarm von Maklern, die ihn um Wechsel bitten. . . . In einer Laufbahn solcher Art wiegt jedes kaufmännische Vermögen federleicht. Wenn der Mann wirklich Mut genug besitzt, in sein Akzeptbuch zu schauen, so bemerkt er, wie weit er schon über die Grenzen seiner Kräfte hinausgetrieben ist. Zu spät, an Rückzug zu denken! Vorwärts muß er, immer weiter in der Strömung, selbst wenn er sieht, daß er bestimmt ist, im Ozean zu scheitern. . . . Die Maschine, des Wassers für ihren Betrieb beraubt, stürzt bald mit einem Krach zusammen, indem sie alles mit sich fortreißt, und Tausende kleiner, gedankenloser Sterblicher sieht man im Mühlwehr zappeln." Diese Worte schrieb ein anderer Patrizier, John Parish, just um dieselbe Zeit, als der alte Haller das Geschäft begründete. Die Nachfolger haben, ohne die Fähigkeit, das Wesen der modernen Zeit zu ergründen, es nicht einmal verstanden, die Lehre zu beachten, die ein ihrer sozialen Schicht so nahe Stehender schon vor mehr als einem Jahrhundert gepredigt hatte.

* * *

Die Nachricht von der Hamburger Insolvenz hat die Börsen ein wenig aus ihrer Ruhe gescheucht. Den allzu Weisen, die jedes wichtige Ereignis (nachdem es eingetreten ist) schon vorher gewußt haben wollen, bot die Meldung natürlich nichts Neues. Mit Stolz erzählten die kleinen Bankiers, daß ihnen schon vor vierzehn Tagen die Akzepte der Firma zum Kauf angeboten waren. Die hohe Provision, die die Vermittler sich zu zahlen bereit fanden, aber schreckte manchen ab. So konnte man mit nicht geringer Schadenfreude auf die Großbanken weisen, die jetzt fast sämtlich die Leidtragenden sind. Die bemühten sich aber, die Sache als möglichst harmlos hinzustellen. Wer die Antworten der Hamburger und Berliner Bankdirektoren gelesen hat, die sie den Journalisten auf die Frage nach der Verlusthöhe erteilten, weiß überhaupt nicht, wo die 15 Millionen Akzepte geblieben sind. Und selbst diejenigen, die zugeben mußten, in ihrem Portefeuille Wechsel mit dem Giro der Hamburger Firma zu haben, sprachen die „Ueberzeugung" aus, daß Verluste sie nicht treffen würden. Das wurde in den Handelsblättern ohne ein Wort der Kritik gedruckt. Ich entsinne mich keines einzigen Fallissements, wo nicht die Banken dasselbe erklärt hätten; und auch keines, wo sich die Behauptung nicht später als unwahr herausgestellt hätte. Die Banken sind freilich nicht mehr schuld daran, als die Zeitungen. Die Unsitte, von Bankdirektoren und von den Vorständen anderer Aktiengesellschaften, Dinge zu erfahren, die sie gutwillig nicht sagen, nimmt mit jedem Tage zu. Wegen jeder Lappalie muß

ein Berliner Handelsredakteur die Direktoren behelligen; oft in einer Form, die die Grenzen der Höflichkeit überschreitet. Mögen die einflußreichen Blätter ihre Macht anwenden, um ein Gesetz zu schaffen, das Aktiengesellschaften verpflichtet, das zu sagen, was im Interesse der Aktionäre rechtzeitig zu sagen erforderlich ist. Wird irgend ein Vorschlag gemacht, der die Willkürherrschaft der Gesellschaften gegenüber den Aktionären zu beseitigen geeignet ist, so findet er in der Handelspresse keine Unterstützung. Würde der hundertste Teil des Eifers, der für die Beseitigung des Börsengesetzes verbraucht wird, zur Verschärfung des Aktiengesetzes verwendet werden, so würden wir es nicht täglich erleben, daß wissentlich unwahre Nachrichten in die Handelspresse lanziert werden, oder daß Aktionäre erst nach Monaten erfahren, wie mit ihrem Gelde umgegangen wird. Was aus schwächlicher Rücksichtnahme nicht auf gesetzmäßigem Wege erzwungen wird, soll dann durch den Nachrichtenbettel erreicht werden. Die Wirkung ist natürlich, daß die Direktoren, um den „Herren von der Presse“ nicht vor den Kopf zu stoßen, ihnen irgend etwas vorschwatzen. Das wird dann wörtlich gedruckt; ohne Kritik natürlich, weil man ja nicht beweisen kann oder nicht beweisen will, daß man belogen worden ist. Ein Beispiel. Zwei Banken haben, als sie befragt wurden, erklärt, sie hätten zwar Wechsel mit dem Hamburger Giro im Portefeuille, aber diese Wechsel nicht von der falliten Firma erhalten, sondern von einem andern Giranten, „so daß Ausfälle kaum entstehen dürften“. Nun weiß bereits ein Lehrling im Bankgeschäft, daß die Lieferung von Privatdiskonten (die Wechsel der Firma Haller, Söhle & Co. wurden zum Privatdiskontsatz angekauft) an die Berliner Großbanken durch Vermittlung einer Börsenfirma erfolgt, die infolgedessen ihr Girovermerk auf die Wechsel setzen muß, obgleich sie gar keinen Kredit gewähren will und auch nur eine kleine Agentenprovision erhält. Würde die Firma für die hieraus entstehende Verpflichtung haftbar gemacht zu werden pflegen, so wäre sie schon zur Zeit des Leipziger Bankkrachs vom Erdboden verschwunden. Damals lag der Fall ähnlich wie jetzt; die Banken dachten aber nicht daran, von ihrem Regreßrecht Gebrauch zu machen, weil sie ein Interesse an der Existenz einer solchen Vermittlerfirma haben. Auch diesmal wird es nicht anders sein, obgleich sie mit würdigem Ernst auf diesen „Vorgiranten“ hingewiesen haben.

* * *

Die Folgen der Hamburger Zahlungsschwierigkeiten können nicht ausbleiben. Es wird einer Reihe von Warenfirmen, die nun den Kredit zurückzahlen müssen, schwer fallen, eine neue Bankverbindung zu finden. Ganz gewiß auch werden einige industrielle Unternehmungen, die von Haller, Söhle & Co. gegründet worden waren, mitgerissen werden. Hamburg wird, trotz allen Bemäntelungen, die Wirkung noch einige Zeit spüren. Aber für die deutsche Industrie dürften schlimme Folgen daraus nicht entstehen. Das Patrizierhaus hat, soweit bis jetzt bekannt ist, nur drei kleinere Werke gegründet, von denen sich kein einziges in Hamburg befindet; die Kaumacit- und Kokswerke in Aussig, die Stettiner Anthracitwerke von B. Wagner und die Lübecker Saatmühle von Asmus. Durch den Verfall aller drei droht Deutschlands Industrie kein Schaden. Hamburg ist nicht Leipzig, von wo der Zusammenbruch des größten Bankinstitutes sich in der gesamten sächsischen Industrie fortpflanzte. Doch Hamburg ist der größte Handelsplatz, und daß der bedeutendste Zusammenbruch während der jetzigen Börsenderoute sich gerade dort vollzog, ist vielleicht wieder ein Symptom dafür, daß die Wirtschaftsstockung, die im Jahre 1907 ihren Anfang nimmt, sich in ungleich stärkerem Maße im Warenhandel als in der Großindustrie abspielen wird. Die Fälle Gustav Cohn und Fr. Pfingst & Co. ließen schon erkennen, daß die Kreditgewährung im Warenhandel in den letzten Jahren Formen angenommen hat, die zu ernsten Befürchtungen Anlaß geben. Der Fall Haller befestigt diesen Glauben. Schon beginnt es in der Konfektionsindustrie zu kriseln. Hamburg scheint den Stein ins Rollen gebracht zu haben. An der Börse ist man froh darüber, daß das Gewitter vorüberzieht, ohne kräftig einzuschlagen. (Die paar Prozent, um die sich das Kursniveau gesenkt hat, spielen keine Rolle.) Die großindustriellen Unternehmungen, deren Aktien doch hauptsächlich nur den Gegenstand des Börsenhandels bilden, haben sich in den letzten Jahren innerlich gekräftigt und werden darum den Konjunkturrückgang ohne großen Schaden überleben. Die Lage des Warenhandels kommt an der Börse erst indirekt und in verdünnter Form zum Ausdruck. So ist vielleicht die geringe Wirkung, die wirtschaftliche Vorgänge von einschneidender Bedeutung zurzeit auf die Börsenkurse ausüben, nicht ganz unberechtigt, wenn auch an eine Besserung noch lange nicht gedacht werden kann.

Bruno Buchwald.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Feistl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Wltzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

☞ Der heutigen Nummer ist ein Prospekt der Firma **Insel-Verlag zu Leipzig**, betreffend: „Hans im Glück — Roman von Henrik Pontoppidan“, beigeheftet, auf den wir besonders hinweisen.

HSH